

Geschichten, die uns prägen

Sozialisation durch Mythen und Märchen

Inhalt

Referate von H.S.:

Das Märchen vom Eisenhans und das Problem der Geschlechtersozialisation [1]

Alte und neue Mythen vom Alter(n): Sinnbilder von Chancen und Risiken [8]

Die neuen Mythen von der Partnerschaft und die empirische Ernüchterung [15]

Tiere in Mythen und Märchen [21]

Tagungs-Dokumentation

Wende zum Mythos oder: Wieviel Mythos braucht der Mensch?

Paul Schwarzenau: Der irdische und der himmlische Mensch - braucht das Christentum den Mythos? [25]

Carl-Friedrich Geyer: Die Wiederkehr mythischen Denkens [26]

Hermann Timm: Vom An-Sinnen des Ursprungs. Was ist Gutes an der „neuen Mythologie“? [26]

Beispiele:

Frauengestalten in griechisch-römischer Mythologie [29]

Märchenmythos - Mythenmärchen [31]

Textauszüge

von Ulrich Mann [32], Hermann Timm [33], Albrecht Schaeffer [34] und Brunp Bettelheim [34]

DAS MÄRCHEN VOM EISENHANS UND DAS PROBLEM DER GESCHLECHTERSOCIALISATION

Der Eisenhans

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen“, sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: „Streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab, bis ihr sie alle drei gefunden habt.“ Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und man sah zuweilen nur einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich, in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: „Es ist nicht geheuer darin, ich fürchte, es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht heraus.“ Der Jäger antwortete: „Herr, ich will's auf meine Gefahr wagen, von Furcht weiß ich nichts.“

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild an die Fährte und wollte hinter ihm her. Kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen.

Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war wie rostiges Eisen und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herabhängten. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe, die Tür des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: „Gib mir meinen Ball heraus.“ „Nicht eher“, antwortete der Mann, „als bis du mir die Tür aufgemacht hast.“ „Nein“, sagte der Knabe, „das tue ich nicht, das hat der König verboten“, und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball; der wilde Mann sagte: „Öffne meine Tür“, aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und sagte: „Wenn ich auch wollte, ich kann die Tür nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht.“ Da sprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen.“ Der Knabe, der seinen Ball wiederhaben wollte, brachte den Schlüssel herbei. Die Tür ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg.

Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach: „Ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst bekomme ich Schläge.“ Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein...

Nach Meinung der einschlägigen Märchenforschung handelt dieses Märchen von der Mannwerdung eines Jungen.

Tiefenpsychologische Märchendeutung - wie etwa bei Eugen Drewermann - nimmt schon den ersten Handlungszug des Grimmschen Märchens ernst: die Männer des Königs verschwinden spurlos. Warum gehen die Männer verloren? Was zerstört sie? Ein Fremder hat den Mut, der Sache nachzugehen. Er findet den gefährlichen Tümpel, der alles nach unten zieht, und der Fremde holt Verstärkung. Man fängt an, den Teich zu leeren. Oder besser: die Tiefen des Unbewußten auszuschöpfen - und stößt ganz unten auf den wilden Mann. Der ist so wild und angsterregend, daß sie ihn einsperren. Den wilden Mann müssen die Herrschaften unter Kontrolle halten.

Der achtjährige Königssohn betritt die Szene, er spielt mit seinem goldenen Ball. Den goldenen Ball gibt es öfter in Märchen. Er gilt als Symbol der Ganzheit, des Strebens nach Reife. Die Kinder, die in Märchen mit dem goldenen Ball spielen, sind im Begriffe, die kindliche Unschuld zu verlieren. Der Junge redet mit dem wilden Mann - und ist fasziniert von der Energie, der wilden Kraft des Eisenhans. Der Eisenhans will herausgelassen werden, aber der Junge hat noch Angst davor, der wilde Mann könnte ihm gefährlich werden. Aber dann wird der Drang nach dem goldenen Ball übermächtig. Der wilde Mann verrät, wo der Schlüssel zur Befreiung liegt.

Wer sich in Märchensymbolik ein wenig eingelesen hat, ist kein bißchen erstaunt über das Schlüsselversteck. Der Junge muß ins elterliche Schlafzimmer, zum Kopfkissen der Mutter. Er muß das Gesetz der Mutter brechen. Das ist mit das Schwerste im Leben. Für Jungen. Mütter geben uns nicht nur das biologische Leben, sondern verwalten auch den Schlüssel für unsere seelische Geburt.

Der Junge weiß nicht, was der wilde Mann mit ihm machen wird. Das ist das eine Risiko. Das andere ist die Angst vor elterlicher Strafe. Aber siehe da: der wilde Mann ist gar nicht böse, und der wilde Mann trägt den kleinen Mann in das richtige Leben, wo der Königssohn noch groß herauskommen wird. Das Märchen ist ja längst nicht zuende. Der kleine Mann kann dem wilden Mann vertrauen. So fängt Mannwerdung an. Andernfalls wäre er ein Muttersöhnchen geblieben. So wie viele, wenn nicht die meisten Söhne, die Angst davor haben, die Liebe der Mutter zu verlieren, wenn sie nicht ihr Leben lang versuchen, es ihr recht zu machen.

Die Botschaft:

~~Der~~ Der wilde Mann trägt den Jungen in uns, trägt ihn zur Reife. Mannwerdung bedarf des Mannes.

~~Sich~~ Sich den Müttern - und sei es in Gestalt anderer Frauen - nur zu unterwerfen, ist falsche Männlichkeit.

Der Schlüssel zur Mannwerdung muß der Mutter gestohlen werden.

Frauenwelten - Männerwelten

Frauen verhalten sich zur Zeit analog: Frauwerdung, Frauensozialisation, durch / unter Frauen.

Zu den gesellschaftlichen Megatrends gehört seit geraumer Zeit, daß immer mehr männerfreie Frauenwelten unter uns entstehen. Frauengruppe, Frauenkultur, Frauencafe, Frauendisko, Frauen-Literaturclub, Frauen-Selbsthilfe- und -selbstverteidigungsgruppe, Frauenseminar, Frauen-Heiltanz-Gruppe, Frauen-Management-Kurse, Frauen-Zentren bei Kirchentagen usw. Es müsse, so heißt es, um eine spezifisch weibliche Identität entwickeln zu können, diese Frauenwelten geben. Wenn an meiner Fachhochschule eine Frauenkulturveranstaltung im Gange ist (wie vor einiger Zeit zum Thema Mondmagie, wo über den Zusammenhang zwischen weiblichem Monatszyklus und Mondzyklus gearbeitet wurde), dann sind wir Männer tatsächlich aus-geschlossen - auch wenn wir versprechen, gar nicht weiter zu stören. Das sind keine Lesbengruppen - die gibt es vermehrt auch -, sondern Frauen, die sagen: man kann ja alles mögliche mit

den Männern teilen, aber wir brauchen Frauenwelten, Frauenräume, in denen wir ganz unter uns sind, um identische Personen werden zu können.

Dieses Denken zieht Kreise und treibt auch allerlei Blüten. Es zieht Kreise z.B. bis hinein in die Grundlagen neuzeitlicher Erziehungskunst. Seit drei-vier Jahren finden Tagungen statt, bei denen darüber diskutiert wird, ob die Co-Education nicht - zumindest partiell - wieder ein-geschränkt oder beendet werden müßte. Im „Spiegel“ wurde eine Grundschullehrerin zitiert: „Die ewig pöbelnden und prügelnden Jungs behindern zunehmend die Entwicklung der reiferen Mädchen.“

In Workshops schlüpfen Frauen in die alten Priesterinnenrollen oder in die Gewänder der alten Muttergottheiten - auf der Suche nach einer ursprünglichen Identität. Frauen tanzen wieder die archaischen Schlangentänze, schlagen die Bauchtrommel, bewegen sich in Frauenritualen aus alter Zeit, aus alten Kulturen.

In alldem steckt wahrscheinlich ertümlicher Sinn. In einfachen, archaischen Kulturen gibt es Frauen- und Männerhäuser. Dort sind - auf Zeit - Männer und Frauen unter sich. Es sind die Räume, in denen Mädchen zu Frauen und Jungen zu Männern verwandelt werden. Dort weihen die alten weisen Männer und die großen Mütter die Knaben und Mädchen in die alten Wahrheiten ein, die den Sinn begründen. Vor allem bei Pubertätsritualen erzählen sie ihnen Geschichten, die nicht so weit weg sind vom Eisenhans. Identitätsgeschichten. Wenn man aus diesen Männer- und Frauenwelten herauskommt, ist man gemeinschaftsfähig. Erziehung durch zeitweilige *Entziehung*.

Weil die Alten sehr wohl wußten und die archaisierenden Stämme auch heute noch wissen, daß wir Fleisch aus einem Fleisch, Bein aus einem Bein sind, daß Mädchen und Frauen männliche Anteile haben und Männer und Jungen weibliche. *Umso mehr* bedarf es der Einweihung in die geschlechtsspezifische Identität, um Geschlechtsdiffusitäten zu verhindern. Als in unseren Breiten und in diesem Jahrhundert C.G.Jung dies in seiner anima-/animus-Theorie entfaltet, galt's zunächst als ketzerisch - dabei lebte man es schon längst: freilich nur in besseren Kreisen, etwa in den Verbindungen und den sog. Jünglingsvereinen und den zahllosen Frauen- und Jungfrauenvereinen, in denen sich - vor allem seit den napoleonischen Kriegen - die höheren Töchter, die reichen Bürgersfrauen und die adligen, gleichwohl gelegentlich renitenten Damen versammelten.

Männerfreie Frauenwelten und frauenfreie Männerwelten haben und geben Sinn. Seit eh und je. Sie helfen, Identität auszubilden. Sie haben und stiften Sinn, freilich nur, wenn dort etwas für die weibliche und die männliche Identitätsbildung geschieht. Sonst könnte man's tatsächlich lassen.

Anima - animus

C.G.Jung diagnostizierte: wo Männer ihre anima nicht akzeptieren, da übertünchen sie sie mit lauter, falscher Männlichkeit. Mit paramilitärischem Kompensationsgehabe. Mit minderwertigkeitskomplexübertönendem Kriegs-geschrei. Jung zählte auf, was bei alldem herauskommt: Trotz, Herrschsucht, Überempfindlichkeit und Ehrgeiz. Der eigentlich deformierte, sich selbst reduzierende Mann. Eben nicht nur krasse Feministinnen sagen: „Nimm den Kerlen Geld, Sex und Macht - und sie haben keine Lebensmotivation mehr, sind unfähig zu entscheiden, wie und wofür sie leben“.

Die animus-/anima-Theorie wirft viele Fragen auf. Wenn man den männlichen Anteil in Frauen und die weiblichen in Männern definieren will, wenn man das Geschlechtsverbindende bestimmen will, muß man gerade nach dem Unterscheidenden fragen. Was ist denn typisch männlich, was typisch weiblich? Und schon ist man mittendrin in einem menscheitsgeschichtlichen Diskurs, in dem man so leicht den Überblick verliert. Ich will mich nur mit einigen neueren Erkenntnissen beschäftigen, die letztlich um die Frage kreisen, was das eine Chromosom, das Männer und Frauen unterscheidet, bedeutet und bewirkt. Ich will all die spekulativen Konzeptionen damit ein wenig eindämmen.

Ich möchte mit der grundlegenden Frage beginnen: Warum gibt es nach heutiger wissenschaftlicher Auffassung überhaupt Zweigeschlechtlichkeit, Männer und Frauen?

Zur Evolutionsbeschleunigung, sagt u.a. die moderne Biologie. Damit wir sterben.

Die uralten Mythen, speziell die Schöpfungsmythen, handeln fast allesamt davon, daß unsere Art der Geschlechtlichkeit irgendwie mit unserem Tode zusammenhängen müsse. Nach der biblischen Schöpfungsgeschichte gehört der Tod eigentlich nicht zu unserer Natur, sondern ist Folge einer Entscheidung und eines Handelns. Sexualität und Tod treten in eine wahrnehmbare Beziehung zueinander: indem Adam und Eva erkennen, wie nackt sie voreinander sind, wird ihnen ihr Sterbenmüssen bewußtgemacht. Zeugung, Geburt und Tod werden zu gegenseitigen Bedingungen. Wer gezeugt und geboren wird, stirbt.

Moderne Biologie bestätigt den Zusammenhang, wenn auch ohne metaphysischen bzw. mythologischen Hintergrund. Es gab und gibt ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Zellteilung, es gibt z.B. die „Unsterblichkeit“ einzelliger Wesen. Weder Sexualität noch Tod sind „notwendige Bedingungen des Lebens“ (so F.Jacob, *Das Spiel der Möglichkeiten. Von der offenen Geschichte des Lebens*, 1983). In biologischer Sicht war es allerdings die erfolgreichere Strategie der Selbstorganisation des Lebendigen, Sexualdifferenz und Tod „einzuführen“: und damit die Individualität, die jeweilige Andersartigkeit der sexuell Vermehrten (Regenwürmer z.B. haben alle dasselbe Gehirn; so gesehen, gibt es eigentlich nur einen Regenwurm - bzw. jeder, den wir sehen, ist eigentlich wie der andere).

Dazu C.Fr. von Weizsäcker (*Der Garten des Menschlichen*, 1984): „Der Tod ist ein Werk der Evolution... Eine 'Erfindung der Natur' sind evolutionsbeschleunigende Strukturen. Von zwei etwa gleichlebensfähigen Arten wird diejenige einen Vorteil haben, die sich schneller weiterentwickelt. Dazu gehört das ‚Ausprobieren‘ vieler Mutanten. Höchst wahrscheinlich ist die geschlechtliche Fortpflanzung, im Unterschied zu dem so viel einfacheren Prinzip der bloßen Zellteilung, eine dieser evolutionsbeschleunigenden Strukturen. Sie mischt immer von neuem rezessive Merkmale und gibt jeder Spezies einen Schatz von Erbanlagen latent mit, die bei jeder Umweltänderung eine Chance haben, alsbald den bestangepaßten Typ zu produzieren. Um diese Fortpflanzungsweise durchzusetzen, bedurfte es freilich der stärksten Verhaltensregulative, die die Kopulation erzwingen. So verstehen wir die weltbeherrschende Gewalt der geschlechtlichen Liebe. Das Individuum aber, das kopuliert hat, hat damit den ersten Schritt getan, sich überflüssig zu machen... Das tiefe Erlebnis des Zusammenhangs von Liebe und Tod ist kein ästhetischer Irrtum. - Der Tod des Individuums ist aber noch unmittelbarer evolutionsfördernd. Kurzlebigkeit der Individuen ist ein Selektionsvorteil für die Art, denn sie beschleunigt die experimentierende Generationenfolge. Das Altern der Individuen ist darum gewiß nicht zufällig ein zwangsläufiger Prozeß, eine genetisch fest eingeplante fortschreitende Krankheit.“

Darum gibt es Mann und Frau, in dieser biologischen Sicht. Und das heißt in psychologischer Sicht: der Trieb, der Menschen zur Zeugung treibt, ist auch der zum Tod. Daher erklärte die Tiefenpsychologie die Libido und den Todestrieb zu unseren eigentlichen Lebensmächten. Bei allem, was wir zwischen Mann und Frau zelebrieren, was wir uns an Begegnungsformen haben einfallen lassen, sind beide Pole im Spiel.

Manche Tiefenpsychologen meinen, Männer seien des Trostes bedürftiger als Frauen, weil Frauen durch das Gebären ohnehin genuin näher am Tode sind. In den alten Kulturen ist Geburt ein kleiner Tod (es gibt auch bei uns bei ca. 10% aller Gebärenden Schwangerschafts- und Geburtsdepressionen, bei etwa 1% wirklich als todesanaloge Erfahrung; R.D. Laing hat derlei beschrieben), und Tod ist eine Art Geburt, Wiedergeburt, Geburtsreversion; daher legte man auch in unseren Breiten in früheren Zeiten die Toten in embryonaler Haltung in die Mutter Erde.

Ronald D.Laing berichtet (*Das Selbst und die Anderen*): „Obgleich ihr Arzt keine organische Krankheit feststellte, konnte Frau A. drei Wochen nach der Geburt ihres dritten Babys immer noch nicht aufstehen. Nach ihren ersten beiden Schwangerschaften hatte sie sich ähnlich erschöpft gefühlt, vollkommen abgeneigt, irgend etwas zu tun, und ohne Interesse an den Menschen und Dingen, die ihr Leben ausmachten. Eines Nachts tobte ein ‚schrecklicher Sturm‘ in ihrem Kopf. Segel schienen zu knattern und im Wind zu *reißen*... Sie ‚realisierte‘ auf einmal, daß nichts mit ihr etwas zu tun habe - sie war nicht mehr in ‚dieser‘ Welt. Das Zimmer und das Baby in der Wiege schienen plötzlich klein und weit weg ‚wie durch das falsche Ende eines Fernrohrs betrachtet‘. Sie fühlte sich völlig unbeteiligt. Sie war ‚absolut und völlig gefühllos‘... Sie war der ‚Kälte des Todes‘ ausgesetzt. Ihre Extremitäten waren kalt, Arme und Beine schwer. Die geringste Bewegung erforderte eine gewaltige Anstrengung. Ihre Brust war leer.. Für sie hatte ihre Haut eine Sterbeblässe. Ihre Hände waren unnatürlich blau, fast schwarz. Ihr Herz konnte jeder Augenblick stehenbleiben. Ihre Knochen fühlten sich verdreht an, sie waren wie Pulver. Ihr Fleisch verfaulte.“

Die anima-/animus-Theorie plädiert nicht für androgyne Wesen, sondern die andersgeschlechtlichen Anteile werden sinnvoll mit der Anerkennung der Geschlechtsunterschiede, die in dem einen unterschiedlichen Chromosom begründet sind.

Demnach sind Männer und Frauen in Sachen Wirklichkeitsauffassung, Geschichtlichkeitswahrnehmung und Denken verschieden. Es gibt eine Reihe aktueller neurophysiologischer Studien, die bestätigen, was Jung sich schon von der Gehirnforschung seiner Zeit sagen ließ: daß Männer - im Unterschied zu Frauen - überwiegend mit der linken Gehirnhälfte denken. Dort wird der Sitz des analytischen, auflösenden Denkvermögens festgemacht. Das hat unser Wissenschaftsverständnis hervorgebracht. Die linke Gehirnhälfte denkt polar, entweder - oder. Sie ermangelt des synthetischen Denkens, des Denkens in Zusammenhängen. Sie ist absolut und scheinbar logisch, in Wahrheit häufig ideologisch. Links denkt man intelligent, aber nicht un-bedingt weise.

Die sog. neue männliche Intelligenz - alte Kulturen und Religionen wissen von ihr seit Jahrtausenden und sind auch deswegen zur Zeit so attraktiv für viele - integriert die anima, übt und entfaltet die rechte Hemisphäre des Gehirns, die intuitivere weibliche Intelligenz, die Welt der Bilder und Symbole, der Mystik, des „Zaubers“, des Synthetisch-Irrationalen.

Vielleicht im Zusammenhang damit haben Männer und Frauen eine beobacht- und meßbar andere Gruppendynamik.

Daniel Maltz und Ruth Borker haben sich damit beschäftigt, beide sind Anthropologen; das heißt, sie beschreiben allgemeine Zustände, Verhalten, das etwa auch unserer Kulturerziehung vorausgeht.

„Kleine Mädchen neigen zum Spiel in kleinen Gruppen oder, noch häufiger, in Zweiergruppen. Im Zentrum ihres sozialen Lebens steht für gewöhnlich die beste Freundin, und Freundschaften werden geschlossen, aufrechterhalten und abgebrochen, indem man miteinander redet - vor allem über »Geheimnisse«. Wenn ein kleines Mädchen das Geheimnis ihrer Freundin an ein anderes Mädchen verrät, hat sie damit vielleicht eine neue beste Freundin gefunden. Die Geheimnisse als solche können wichtig oder unwichtig sein, doch ob man sie erzählt oder nicht, ist enorm wichtig. Für Neulinge ist es immer schwer, in solche festen Gruppen einzudringen, aber jedes Mädchen, das aufgenommen wird, ist ein gleichberechtigtes Mitglied. Mädchen mögen kooperative Spiele; wenn sie nicht kooperieren können, bricht die Gruppe auseinander.

Kleine Jungen spielen eher in größeren Gruppen, oft draußen, und sie verbringen ihre Zeit eher mit Aktivitäten als mit Worten. Für Jungen ist es leicht, in eine Gruppe hineinzukommen, aber nicht jeder wird als gleichwertiges Mitglied akzeptiert. Einmal in der Gruppe müssen Jungen um ihren Status kämpfen. Eine der zentralen Ausdrucksformen dieses Statuskampfes ist das Gespräch in Form von sprachlichen Darbietungen: Jungen erzählen Geschichten und Witze, sie kritisieren und sabotieren die sprachlichen Darbietungen der anderen Jungen und müssen ihre eigenen Geschichten - und ihren Status - gegen die Angriffe ihrer Freunde verteidigen. Ihre Unterhaltungen entwickeln sich oft zu Streitgesprächen über das Thema, wer der Beste in irgendetwas ist“ (Deborah Tannen, Das hab ich nicht gesagt. Kommunikationsprobleme im Alltag, 1992).

Gemeint ist: Gruppenbildung, Gruppenverhalten und Verhaltensformung durch die Gruppe sind geschlechtsspezifisch. Die Gruppe hat eine andere Funktion und eine andere Struktur je nach Geschlechterzusammensetzung. Deswegen verhalten sich Frauen, die in einer Partnerschaft mit einem Mann leben, in Frauengruppen anders als in der Partnerschaft, und deswegen verhalten sich Männer, die in einer Partnerschaft mit einer Frau leben, in Männergruppen anders. Sie verhalten sich aber anscheinend nicht nur anders. Sie sind dort anders. Das knüpft an das eingangs über Männer- und Frauenwelten Gesagte an.

Jede frühere Gesellschaftsformation kannte Räume, in denen ein Teil - ein freilich wichtiger Teil - unserer Vergesellschaftung, unserer Sozialwerdung, geschlechtshomogen stattfand, wo Mädchen an Frauen und Jungen an Männern reiften. Weil Frauen ihre ganze Geschlechtsrolle mit ihren eigenen und ihren männlichen Anteilen untereinander abklären müssen - das kann ihnen kein Mann wirklich sagen; es würde in diesem Fall aus gegengeschlechtlicher Position gesagt, dabei gehört doch zur eigenen, vollen, weiblichen Geschlechtlichkeit. Bei Männern dementsprechend.

Umgekehrt wiederum dürfen Männer die Kontrolle über die anima nicht den Müttern überlassen, sonst sind sie verloren - wie Loriots Ödipussi.

Um sich mit seinen männlichen Spezifika *und* mit seiner anima, seiner weiblichen Seite, auseinanderzusetzen und sich mit ihr angemessen anzufreunden, bedarf es nicht der weiblichen Moderation, sondern der männlichen. Sonst wird die Rollendiffusion total. Daher sind zwei Entwicklungen folgenreich:

erstens, daß - s.o. - ständig neue männerfreie Frauenwelten entstehen und gleichzeitig die letzten frauenfreien Männerwelten von Mädchen und Frauen regelrecht gestürmt werden (es werden Kämpfe darum geführt, Prozesse, z.B. für den „Dienst an der Waffe“),

zweitens, daß Männer - und das ist ein Megatrend - in der öffentlichen Erziehung kaum noch vorkommen, in der vorschulischen Erziehung schon immer so gut wie nie, in der schulischen mit abnehmender Tendenz: Je nach Bundesland gibt es zur Zeit zwischen 16-30% männliche Lehrer, 70% davon liegen über den Altersdurchschnitt, sind eher Auslaufmodelle. In dieser Statistik vom vorletzten Jahr sind Rektoren, die kaum mitunterrichten, und pädagogisch oft nachweislich ungeschickte Pfarrer mitgezählt. Rationale und sentimentale Männersozialisationsräume täten not.

In diesem Syndrom ist es nicht hilfreich, daß die letzten Männersozialisationsräume unserer Gesellschaft, z.B. die Bundeswehr, anima-unterdrückend angelegt sind, durch irrationale Kommandostrukturen und verdinglichenden Drill gekennzeichnet sind. Eine geschlechtshomogene Zwangsgemeinschaft kann nicht

mehr viel ausrichten, wenn ansonsten die Männer aus der öffentlichen Erziehung verschwinden ... und auch die alten Formen einer m.E. durchaus partiell sinnvollen Männerbündelei.

Mütter - eine aktuelle Typologie

Frauen spielen zur Zeit die eindeutig größere Rolle in der Jungensozialisation als die Väter. Das hat Konsequenzen für die Jungensozialisation.

Schnack/Neutzling unterscheiden:

- > z.B. die kontrollierende Mutter, die, aus Angst, an die Seite gedrängt zu werden, „in allen Lebensbereichen (weiß), was für ihren Sohn das beste ist“;
- > z.B. die kämpfende Mutter, die mit ihren Aggressionen und den Rollenerwartungen an sich ringt, die Kämpfe aber nicht selbst besteht, sondern von ihrem Sohn austragen läßt, der sie beschützen soll und so zum Außenseiter wird;
- > z.B. die wehrlose Mutter, die keine Verantwortung für ihr Leben übernimmt, sich als Opfer präsentiert;
- > z.B. die Mitmach-Mutter, die „im Kontakt mit ihren Kindern lebendiger (ist) als im Kontakt mit ihrem Mann“, vom Sohn, der sich abgrenzen will, manchmal rüde gekontert wird;
- > z.B. die Putze, die sich abwerten läßt, damit ihr Mann sich wenigstens etwas (durch sein abwertendes Verhalten ihr gegenüber) aufwerten kann; der Sohn erfährt nicht, daß und wie Frauen respektvoll behandelt werden sollen;
- > z.B. die einsame Mutter, die ihren Sohn in einen nicht offen ausgefochtenen Grabenkrieg mit ihrem Mann, seinem Vater, zieht und ihn im Glauben stärkt, daß die Beziehung zwischen Vater und Mutter substanzlos sei - und der Sohn schwankt zwischen Schuld- und Rettergefühlen seiner Mutter gegenüber;
- > es gibt auch die selbstbewußt-ehrlische Mutter, die sich in ihrer Haut wohlfühlt, mit ihren Aggressionen gut umgehen kann, viel, aber nicht alles weiß über den Sohn und ihrem Mann seinen Stil läßt, ohne unterwürfig zu sein.

Wieder oder noch immer verschwinden die Männer

Männersozialisation heute ist ein schweres Geschäft. Darin stimmen auch weibliche Vertreter der Pädagogik, der Psychologie, der Soziologie überein. Denn nicht nur aus der öffentlichen Erziehung verschwinden die Männer und damit die pädagogischen Angebote zur Identitätsbildung von Jungen, sondern die Männer verschwinden auch aus der häuslichen Erziehung.

Die Ausbildung einer Jungen- und dann einer Männer-Identität ist in einer vaterlosen Gesellschaft erheblich erschwert. Väter und Söhne haben sich zu oft nichts mehr zu sagen. In der Vater-Sohn-Beziehung werden viele um etwas Fundamentales betrogen.

In den letzten Jahren haben sich die Probleme der vaterlosen Gesellschaft noch verschärft. Wir haben jetzt nicht mehr nur die abwesenden, sondern immer mehr überflüssige Väter. Ins Rennen geschickte, ausgelaugte und ausgemusterte Väter. Rest-Väter allerorten, wenig zur Identifikation einladend.

Die Sozial- und Verhaltenswissenschaften entfalten einen makabren Fächer aktueller Vaterbilder. Dieter Schnack und Rainer Neutzling beschreiben in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“, rowohlt 1997, eine breite Palette von Rest-Vätern recht anschaulich:

- > z.B. den sog. Großer-Bruder-Vater, selbst nicht ganz erwachsen, ein guter Spielkamerad für den Sohn, aber in Familienangelegenheiten - gemessen an seiner Frau - inkompetent.
- > z.B. den sog. geflohenen Vater, der die Familie als Ruheinsel benutzt,
- > z.B. den sog. Kumpelvater, der ein freundschaftliches Verhältnis zu seinem Sohn hat - und dabei vergißt, ihm Grenzen zu setzen, weil er Störungen vermeiden möchte;
- > z.B. den sog. bedeutenden Vater, der große Angst hat vor den schwachen Seiten seines Sohnes;
- > z.B. den sog. abgewerteten Vater, der sich in seiner Ehe als Opfer fühlt - und sein Sohn leidet mit ihm;
- > z.B. den frauenverachtenden Vater, der den Sohn in Zwiespalt stürzt oder zu gewalttätigen Gedanken und Handlungen gegen Frauen;
- > z.B. den sog. alternativen Vater, der sich dem Leitbild des „neuen Vaters“ anpaßt und oft versteckt machtorientiert bleibt; seine Geschlechtsgenossen machen ihm angst, und insgeheim glaubt er, daß Frauen eigentlich die besseren Menschen sind - außer seiner eigenen, die sich undankbar zeigt; der Sohn ist oft „im sozialen Leben sehr schüchtern und zu Hause frech und aufbegehrend“ (Dieter Schnack/Rainer Neutzling) und spiegelt so das Innenleben des Vaters wider;
- > z.B. den sog. Schattenvater, der sich daheim aus allem heraushält und keine Identifikationsflächen bietet;
- > z.B. den sog. Kuckuck-Vater, der bindungsunfähig ist und dem Sohn die Freude am Mann-Werden verleidet;

> z.B. den aggressiven, gewalttätigen Vater, an dem sich das Wesen des Sohnes spaltet: einerseits muß er so diplomatisch sein, daß der Vater nicht schlagen muß, andererseits muß er trotzdem versuchen, seine Aggressionen gegen ihn irgendwie, z.T. indirekt, zu kompensieren;
> und es werden natürlich auch o.k.-Väter beschrieben, die vor sich und andern eingestehen können, nicht perfekt zu sein, deren Selbstwertgefühl nicht von Äußerlichkeiten abhängig ist, der Mitverantwortung trägt daheim und sich Zeit nimmt für die Familie.

Insgesamt kann das Spektrum der in den Sozialwissenschaften beschriebenen grassierenden Vätertypen keine Begeisterung auslösen. Die positiv-männliche Identifikationsfigur, die geschlechtsspezifische Orientierung gibt, verschwindet.
Rollendiffusität allerorten.

Das ist ein epochaler Wandel, das Verschwinden der Männer aus der häuslichen und aus der öffentlichen Erziehung. Was macht das mit uns?

Frauen und Mütter üben immer uneingeschränkter Erziehungsmacht aus - werden aber auch für die Folgen hauptverantwortlich gemacht und fühlen sich dann wieder als Opfer. Werden also nicht so ganz glücklich in der neuen Lage.

Zugleich ist es für Männer schwierig, der sanften Verschwörung der Frauen in richtiger Weise zu widerstehen. Die Vereinnahmungsnatur der Mütter wird längst von den Töchtern mitgetragen. Der Selbstreflexion der Frauen in unserer Zeit wurde von den Männern so gut wie nichts Entsprechendes entgegengestellt: sie waren zu sehr damit beschäftigt, sich zielstrebig, ständig mit anderen Männern konkurrierend, vermeintlich oder tatsächlich für Frauen und Kinder, für die Firma und überhaupt die Gesellschaft aufzuopfern und gerade so - bei zunehmenden Ohnmachtserfahrungen nämlich - der Männerrollen-Kritik Nahrung zu geben. Die Männerrollen-Kritik definiert Männer als die Haupttäter, aber auch als Mit-Opfer.

Welcher einigermaßen gebildeter Mann will ein chauvinistischer Buhmann sein? Also lassen sich Männer mehr und mehr beeindrucken sowohl von der Aggression gegen sie als Täter als auch vom Mitleid ihnen gegenüber als Opfer. Und viele jüngere Männer richten sich schon wohlighin ein unter dieser Decke: aus Aggression und Mitleid ... und Selbstmitleid gewoben. Das Material, aus dem diffuses schlechtes Gewissen ist. Wie seinerzeit vor dem elterlichen Schlafzimmer und dem Kopfkissen der Mutter.

ALTE UND NEUE MYTHEN VOM ALTER(N): SINNBILDER VON CHANCEN UND RISIKEN

Die alten Sinnbilder vom Alter

Wenn Wachstum, wenn Zunahme etwas Gutes ist, steht es gut um die alten Menschen unter uns: sie werden immer rascher immer mehr. Doch diese für die alten Menschen insgesamt erfreuliche Entwicklung ist für viele Zeitgenossen in Wahrheit zugleich bedrohlich. Für das 21. Jahrhundert werden uns durch Wissenschaftler heftige Verteilungskämpfe zwischen den wenigeren Jüngeren und den vielen Älteren vorausgesagt - wenn wir bis dahin unsere generativen Probleme nicht "sozialverträglich" lösen. So recht behaglich wird einem bei diesem Thema also nicht.

Diese Kampfvisionen haben archaisch-mythische Dimensionen; es sind sehr alte Bilder von der Generationenkonkurrenz, die da wieder auftauchen: die Mythen, die jahrtausendealten vorwissenschaftlichen Welterklärungsgeschichten, handeln unentwegt auch von solchen Kämpfen. Dies vor dem Hintergrund eines ähnlich wie heute gebrochenen Bildes vom gütigen, weisen, zumindest abgeklärten und bescheidenen Alten und dem bedrohlichen, verbitterten Alten, der um seine Herrschaft gebracht werden muß.

In den alten Geschichten mit ihren prägenden Sinn-Bildern toben die generativen Kämpfe im Himmel und auf Erden. Die jungen Göttersöhne stürzen die Götterväter, töten sie oder schicken sie in die Verbannung, aufs Altenteil. Von Kronos und Zeus gibt es beide Versionen.

Auch die Austreibung der das Alter repräsentierenden alten Götter ist eine Art Tod: Kronos, der Alte, darf gerade noch die ihm gnädig zugewiesene Insel der Seligen verwalten, die Abenddämmerung. Das Reich der Alten, das

sie gelassen bekommen, ist Abend-Land, Lebensabend-Land, der Ort, an dem die alten Götter in ihrer Götterdämmerung dämmern.

Auch in vergleichsweise komfortablen Seniorenparks wird man noch heute halt doch irgendwie geparkt, abgestellt...

Und wenn die Göttersöhne nun ihrerseits alt werden, zu Göttervätern avancieren, zeigen sie wieder diese Gebrochenheit von überlegener Weisheit und größter Torheit: etwa dann, wenn der Alte in eine junge Haut schlüpft, sich in einen jugendlichen Liebhaber verwandelt und damit lächerlich wird - Prototyp des in der späteren Komödie verspotteten komischen Alten, der gegen sein Alter lebt, den Jungen ins Gehege kommt.

Solche Geschichten von symbolbildender Kraft, die vielleicht auch archetypische Geschichten sind, Inbilder der Seele, kommen immerhin aus Zeiten der alten Hochkulturen. Wenn wir uns noch älteren, urtümlicheren menschlichen Lebensformen zuwenden, stoßen wir auf noch merkwürdigeres religiöses Urgestein, etwa auf den Ahnenkult mit seiner Ambivalenz: die Alten werden verehrt als Vorfahren und zugleich gebannt, damit sie ja nicht wiederkommen - denn das wollen sie, wie man ihnen unterstellt: sie wollen eigentlich keine Ruhe geben.

Manche Religionswissenschaftler glauben, daß die Wurzel der Väterreligion in der Tötung des Stammesvaters durch seine Nachkommen liege - und die Opfer wären die immerwährende Sühne der Kinder und Kindeskinde. Der alte Kampf wird zur unendlichen Geschichte: die Opfer dienen der Besänftigung der nicht nur in Gedanken und Worten, sondern einstmals auch "in Werken" abgesetzten, getöteten Stammeseltern. Und daß derlei Vorstellungen so abwegig nicht seien, betonen die Anthropologen und verweisen darauf, wie die noch lebenden sog. Primitiven, bei denen solche Kulte geübt werden, mit ihren Alten verfahren. Solange es diesen urtümlichen Nomaden gut geht, stehen die Alten in einiger Achtung; bei Hungersnöten und anderen Gefahren bringen sie sie dadurch um, daß sie sie zurücklassen. Und die Alten nehmen ihre Abschaffung kampflos hin.

Alte Mythen werden manchmal noch durch Wirklichkeit gedeckt; meist haben sich die alten Symbole und die Lebenswirklichkeit voneinander verselbständigt. Die alltägliche Gewalt gegen die Alten ist unter uns entweder banal geworden oder technisch: Handtaschenräuber und Trickdiebe finden in den Alten ihre Vorzugsoffer, und vieles, das als Altenhilfe firmiert, hat Anteile von Gewalt: wie routiniert wird in der Pflege oft z.B. die Intimität alter Menschen verletzt! Es gibt sie noch, die archaische Gewalt gegen Alte, aber sie ist gar nicht besonders dramatisch, sondern ganz banal und technisch. Was aber die archaischen Opfer für die Alten angeht: die öffentliche Debatte darüber, was die Pflege kostet, weckte archaische Bilder, die man längst überholt glaubte: die Alten verlangen wieder Opfer.

In vielen alten Überlieferungen, so etwa auch im Alten Testament, ist etwas von der Gebrochenheit des Altersbildes zu spüren. Das Alter, das Altwerden, wird zwar als Segen gedeutet, als eine Gnade Gottes, von dessen Weisheit und Autorität sich auch etwas in der Weisheit und Autorität der Alten verkörpert; aber es gibt auch den Zorn darüber, daß die Guten oft jung sterben und die Falschen, die Bösen nämlich, oft alt werden: "Warum bleiben Frevler am Leben, werden alt und stark an Kraft?", wird im Buch Hiob gefragt. Altwerden müßte eigentlich eine Art Belohnung für ein ordentliches Leben sein, ist damit gemeint - auch so ein anscheinend zeitloses Sinn-Bild vom Alter. Daß die Wirklichkeit offenbar anders ist, als es eigentlich sein müßte, führte den jüdischen Gottesglauben, den Glauben an Jahwes Gerechtigkeit, zeitweise an den Rand der Krise.

Volkskundler und Psychologen sind der Überzeugung, daß unsere Volksmärchen eine pragmatische Vermittlung in dem alten symbolgewordenen Generationenkonflikt sind: der Sohn ist nicht mehr - wie in den alten Mythen - der "gefährliche Jüngste", vor dem sich die Alten hüten müssen, sondern eher ein gutmütiger, ungefährlicher Dummling; der alte König wird auch nicht mehr gestürzt oder getötet, sondern geläutert, überzeugt, sanft gemacht, geheilt. Der Dummling wird zum Thronfolger, indem er für den kranken Alten auf dem Thron z.B. das Wasser des Lebens holt - und sich danach mit ihm die Herrschaft teilt, sein Teilhaber wird. Das wäre also das direkter auf uns gekommene Modell: mit den Alten leben, indem man sie versorgt und die Macht mit ihnen teilt.

Wie die Märchen- und manche Sozialpsychologen meinen, hatte dieses neuere Sinn-Bild eine selten bedachte, aber für unsere Familienkultur wichtige Konsequenz: der alte Konflikt zwischen den Generationen wurde umgebogen, verlagert in den Konflikt zwischen... den Kindern; die Geschwisterkonkurrenz ersetzte die generative. Der Dummling sticht seine viel stärkeren Brüder in der Gunst des alten Machthabers aus. H.-E. Richter hat viele Fälle beschrieben, in denen heutige Eltern das offenbar zu ihrem Nutzen ganz gut hinbekommen: die Konfliktverschiebung von sich und den Kindern weg - unter die Kinder.

Auf unseren Bühnen feiern die gebrochenen Sinn-Bilder vom Alter kräftige Urständ. Da gibt es nicht nur die Prototypen der Altersweisheit (Nathan, Shylock, Mutter Courage); Samuel Beckett läßt zwei zahnlose Greise aus Mülltonnen mümmeln, nichts sei komischer als das Unglück. Friedrich Dürrenmatt läßt seine "alte Dame" als den künstlichen Menschen auftreten, als den Menschen, der ausschließlich aus Versatzstücken besteht. Ständig geschieht der Tod eines Gefühls. Die alte Dame kehrt zum Ort ihrer Jugendliebe zurück, um dort mit ihrem untreuen Verführer von einst alten Erinnerungen anzuhängen. Er "schlägt ihr gerührt auf den Schenkel und zieht die Hand schmerzerfüllt zurück. Claire (die alte Dame): 'Das schmerzt. Du hast auf ein Scharnier meiner Prothese geschlagen'."

Im modernen Theater, dem augenfälligen Träger moderner Sinn-Bilder, haftet Altersfiguren häufig etwas Nihilistisch-Sinnloses an, sie werden zum Ausdruck metaphysischer Absurdität, und das Lachen, das sie freisetzen, ist im Grunde entsetzlich. Neuere Analysen zeigten, daß das Altenbild im Fernsehen ganz ähnlich ist, nur entsprechend flacher. Auch da sind die Alten nicht ungefährlich, aber damit man sich nicht vor ihnen fürchten muß, sind sie meist zugleich zum Lachen.

Werden diese positiv-negativ gebrochenen mythischen Sinn-Bilder vom Alter künftig wieder ganz aktuell? Waren sie jemals ganz verschwunden? Oder waren sie unter uns für ein paar Jahrzehnte nur quasi sozialpolitisch kaschiert?

Der moderne Sozialstaat hatte ja vieles befriedet zwischen den Generationen. Noch im letzten Jahrhundert war eine von Mißtrauen geprägte gegenseitige Absicherungsmentalität zwischen Alten und Jungen weit verbreitet. Lassen Sie mich einen kleinen Abschnitt aus dem Buch von Barbara Beuys "Familienleben in Deutschland" vorlesen:

"Als Johannes Kohlstetter, ein reicher Kiebingen, im vorigen Jahrhundert seinen Besitz verteilte, war er 72 Jahre alt. Die älteste Tochter zählte zu diesem Zeitpunkt schon 43, der älteste Sohn 41 Jahre, und er war seit 13 Jahren Ehemann. Die beiden Alten ließen es sich schriftlich geben, daß jedes der 5 Kinder ihnen 'für die Dauer ihrer Lebenszeit unweigerlich in guter Qualität und kostenfrei in ihre Behausung liefern: 4 Scheffel Dinkel, 2 Scheffel Gerste, 1 Vierling Erbsen und Bohnen, 1 Pfund Butter, 7 Pfund Schmalz und von jedem wöchentlich 2-3 Hafem süßer Milch'. Wie groß muß das Mißtrauen zwischen Eltern und Kindern gewesen sein, wenn ausdrücklich auf die gute Qualität gepocht wird! Wer ärmer war, wie z.B. die Witwe Anna Maria Walter, bekam jährlich 1 Scheffel Dinkel, 1 Viertel Gerste, 1/2 Klafter Holz und 25 Büschel Reisig. Der Witwe schwante offenbar nichts Gutes von seiten ihrer Kinder. Sie ließ in den Vertrag aufnehmen, falls 'eines oder das andere sie lieblos behandle, ja sogar mißhandle, oder aber das Leibgeding nicht abrichte oder solches in schlechter Ware abmühen wolle, so behält sie sich ausdrücklich das Recht vor, von einem solchen das Vermögen wieder an sich zu ziehen und damit nach ihrem Gutdünken zu halten und zu walten'."

Doch, die sozialgeschichtlichen Zeugnisse zeigen, daß in unseren Breiten noch vor kurzem Zuneigung und Sicherung aus der Balance waren und daß die mythischen Generationenkämpfe ersetzt waren durch ökonomische Ersatzkämpfe mit ihren vielen fragwürdigen Friedensschlüssen. Was die Kämpfe abflauen ließ, war, daß die Jungen von den Alten und die Alten von den Jungen dank sozialpolitischer Sicherungssysteme voneinander unabhängiger wurden. An die Stelle persönlicher Vertragsverhältnisse zwischen Eltern und Kindern trat der gesellschaftliche Generationenvertrag. Dieser wird zur Zeit brüchig, manche halten ihn für eigentlich schon kaputt, viele Jüngere möchten ihn ganz und gar aufkündigen, weil die Vertragskosten längst zu drücken begonnen haben, und der Sozialstaat selbst nimmt sich scheinbar zurück. Werden wir die Wiederkehr der Mythen erleben, der alten generativen Sinnbilder?

Ich glaube schon, daß sie - wenn auch in jeweils modernem Gewande - immer wieder auftauchen können... und daß sie entmythologisiert werden müssen, weil sie keine für die Zukunft tauglichen Lösungsmuster bieten. Wir brauchen neue Sinn-Bilder vom Alter, vom alten Menschen.

Manche der alten Sinnbilder vom Alter sind aber m.E. "brauchbar". Die alttestamentliche Überlieferung kennt, wie gesagt, zwar ein durchaus gebrochenes Bild vom Alter - aber dort finden wir auch das Gegenbild gegen die Generationenkriege in den Mythen der europäischen Kulturen. Zwei Bilder scheinen mir besonders wichtig zu sein:

> Vor allem die jüdische Weisheitsliteratur empfiehlt die Balance aus Achtung, Selbstachtung und Wahrung des Rechts der Alten. Im Sirach-Buch wird empfohlen, daß die Alten den Jungen bald Selbständigkeit geben sollten und daß sie gerade *dabei* ihre Ansprüche, von denen sie sich nicht zurückziehen wollen, definieren sollten; sie selbst sollen sie definieren (Sir. 7); davon hänge persönlicher und gemeinschaftlicher Friede ab: "Sprich dir selber zu, ermuntere dich..." ist der Tenor (Sir. 30). Die Alten sollen das Bild vom Alter selber machen, sich nicht bildnern lassen, sich nicht die Altersbilder vorgeben lassen - sollen sich dabei auch ihre Grenzen selbst setzen.

Sie ist schon faszinierend: die religiös fundierte Vernünftigkeit des Alten Testaments, die dem Generationenfrieden dient, nicht sentimental, sondern ausgleichend argumentierend.

> Und diese Tendenz - und das wäre die zweite Linie, die ich noch aus der Bibel nachzeichnen möchte - wird ausgezogen bis zum großen Tag Jahwes, von dem der Prophet Joel handelt (3,1): "...und ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, und eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen..." Das wäre die Erfüllung der Zeiten: daß sie, die Alten und die Jungen, gemeinsame Visionen haben. Der Generationenfriede ist in der Bibel Teil der Heilsprophetie.

Kommen wir zu

Modernen Mythen vom Alter.

Erstaunlicherweise gibt es auch da einiges zu entmythologisieren.

Eine Sichtung des Angebots populärwissenschaftlicher Gerontologie lenkt den Blick auf eine auffällige Häufung bestimmter Zielangaben in einer bestimmten Sprache. Besonders beliebt ist in Buchtiteln die Rede vom "erfolgreichen Altern". Um erfolgreich zu altern, seien vor allem drei Dinge vonnöten: hinreichend intakte Physis, geistige Beweglichkeit und uneingeschränkte soziale Kommunikation.

Genau besehen, sind diese drei "Lebens-Bedingungen" für alte Menschen keine anderen, als sie auch schon jüngere Menschen brauchen, um in diesen Zeiten ihr Leben zu bestehen. Die grundlegenden Lebensbedürfnisse im Alter sind also grundsätzlich gar keine Sonderbedürfnisse. Die Altenhilfepraxis ist weithin so begründet und strukturiert, als gelte es, lauter Sonderbedürfnisse zu befriedigen.

Wir stehen ständig in der Gefahr, das Alter zu einer besonderen menschlichen Lebensform zu erklären, für die eigene, besondere Institutionen, Räume, Formen, Methoden, schließlich auch - der Logik unserer Verhältnisse folgend - Industrien (für Altenmode, -lektüre, -touristik usw.) geschaffen werden müssen. Mit anderen Altersgruppen verfahren wir entsprechend. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß durch eine derartige Betrachtungs- und Verfahrensweise sublimale Absonderungen aus dem gesellschaftlichen Leben gefördert werden; nicht nur die Absonderung der alten Menschen aus der sonstigen Lebenswelt, sondern vielmehr: jedes Lebensstadium wird auf seine Weise aus Zusammenhängen herausgenommen, jeder von jedem weg-gesondert, die eine Generation von der anderen "wegverwaltet" und weggewirtschaftet. Das häufig in der Fachliteratur behandelte Problem des isolierten Alters ist ebenfalls kein altersspezifisches, sondern ein allgemeines, das uns zum Nachdenken aufgeben ist. Wir bauen an vielen Sonderwelten.

Ein gewichtiges Problem besteht wohl darin, daß das, was als für Menschen wünschenswert längst erkannt ist, offenbar nicht mehr von allein entstehen kann, sondern organisiert werden muß; das Lebensnotwendige ist wohl nicht mehr das Normale, stellt sich weithin nicht von selbst ein, stellt sich - wie die Sozialwissenschaften zeigen - immer weniger ein, je totaler ein Problem geplant und organisiert wird. Hilfe, so auch Altenhilfe, ist niemals nur Reaktion und Entsprechung auf bestimmte Aufgaben und Krisensituationen, sondern prägt von einem bestimmten Entwicklungsstand an auch die Sicht und den Anspruch einer Notlage, einer Krise usw. Die Art und Weise, wie wir Hilfe organisieren, prägt erheblich das Gesicht der Hilfebedürftigkeit. Die Art, wie wir Hilfe verstehen und organisieren, zeigt nicht, wie das Alter ist und was es nötig hat, sondern was wir es unter uns sein lassen; Helfen sagt oft mehr über die Helfer aus als über die Hilfebedürftigen. Wir schaffen in gewisser Weise die Hilfebedürftigen nach unserem Bilde. Das hat jede Therapie ein Stück weit an sich. Eben darum ist es so wichtig, sich mit Bildern und alten und neuen Sinnbildern zu beschäftigen.

Die Alternswissenschaften selbst haben einige moderne Alternsmythen geschaffen, z.B. den jahre-, ja jahrzehntelang gepflegten Mythos vom Pensionierungsschock bis hin zum Pensionierungstod. Als diese vielgegläubte These jüngst (von Ph.Mayring und W.Saup) einmal überprüft wurde, konnte sie eigentlich fast nirgendwo bestätigt werden. So sehr scheint das Arbeiten wohl doch nicht den Lebenssinn der Älteren ausgemacht zu haben. Die weitaus meisten der "neuen Alten" kommen offenbar sehr gut mit dem Ruhestand zurecht, auch an seinem Anfang; auf Befragen schildern sie eine Art "Flitterwocheneffekt": sie machen sich in einer Erholungsspanne mit einer neuen Situation vertraut und balancieren - wie Flitterwöchener - zwischen Faszination und Ernüchterung aus.

Ein anderer Mythos war der von den einsamen, abgeschobenen Alten. Von Einsamkeit bedroht sind nach den neuesten Untersuchungen eigentlich nur die Höchstbetagten, weil deren meist gleichaltrigen Freunde wegsterben (M.Baltes). Ansonsten haben alte Menschen Freundschaften und Kontakte, und zwar - in statistischer Sicht - in etwa auf gleichem Pegel wie jüngere Menschen. Häufig sogar mehr.

Es könnte sein, daß sich sogar die Alternswissenschaften mithilfe einiger ihrer Lehrsätze an der sublimen Absonderung der Alten beteiligen. Die Gerontologie hat uns die Augen geöffnet für bestimmte Bilder vom Alter, für Altersstereotypen - und hat selbst welche geschaffen. Dabei weiß die Gerontologie seit den Längsschnittstudien der letzten Jahre, daß kaum umfassende Aussagen zu machen, daß kaum verbindliche Bilder zu zeichnen sind: eigentlich altert jeder anders. Eigent-lich!

In den siebziger bis Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts gab es zwei bedeutende Alternstheorien, die sich widersprachen: die Aktivitäts- oder Engagement-Theorie und die Disengagement-Theorie. Die eine besagte: Je größer auch nach der Pensionierung die persönliche Aktivität ist, desto besser wird der alte Mensch mit seiner Pensionierung und mit dem Ruhestand allgemein fertig. Die andere Theorie besagte: Je bewußter der Betreffende die Reduzierung der eigenen Aktivität bejaht, desto besser wird er mit der neuen Lage fertig. Desto zufriedener auch ist der ältere Mensch.

Empirische Beweise gab es für beide Theorien. Also jeweils auch Gegenbeweise. Also suchte man nach Kompromißformeln, z.B. der: Nach Zeiten des Übergangs, die durch Disengagement, durch Ausstieg, gekennzeichnet sind, folgt eine neuerliche Bereitschaft zu Engagement in vielfältigen Formen.

Wenn die Lebenszufriedenheit der Maßstab der Alternstheorien sein sollte, dann, so zeigten andere Konzepte (von Maddox und Eisdorfer), gehen weder die beiden Theorien je für sich noch die Kompromißformeln auf. Denn nun stellte man fest: alte Menschen sind z.T aktiv und zufrieden, teils aktiv und dennoch unzufrieden, teils inaktiv und sehr unzufrieden, teils inaktiv und dennoch zufrieden. Bei näherer Betrachtung lösten sich die Alternsbilder eigentlich schon früher auf. Aber wir konnten diese Auflösung noch nicht gebrauchen, weil man ja Bilder von denen braucht, mit denen man arbeiten will. Und wir stecken ja auch mit drin in diesen Bildern. Wir sind ihr Teil.

Gerade die Gerontologie zeigt: wir arbeiten in den Sozialwissenschaften mit Folien, die wir gleichsam über die Wirklichkeit legen. Und diese Folien können eine Lesehilfe sein, durch die wir die Realität besser buchstabieren können. Oder sie wirken wie ein Leichentuch, mit dem man alles zudeckt.

Das Problem wurde nach und nach erkannt, und daher werden die Aussagen über das Alter und das Altern seit kurzem immer allgemeiner und flexibler und vor allem einfach beschreibend. Eigentlich sind es allgemeine und relative, also wieder einmal veränderbare Trends, die etwa Hans Peter Tews beschreibt, wenn er feststellt: Altern hat zur Zeit 5 Kennzeichen = Verjüngung, Entberuflichung, Feminisierung, Singularisierung und Hochaltrigkeit.

Mit Verjüngung ist gemeint: Menschen gehen früher in den Ruhestand, Männer im Schnitt mit 58, Frauen mit 56 Jahren. Sie sind also in die Altersphase eingetreten, aber deutlich jünger, als es frühere Generationen taten. Hinzu kommt, daß auch die Familienphase deutlich früher beendet zu werden scheint. - Mit Entberuflichung ist gemeint: je früher man heute ausscheidet, je jünger also die Ruhestandsphase beginnt (wie eben festgestellt), desto weniger Alte sind in Erwerbsprozessen. Die früher gefragte Alterserfahrung in manchen Betrieben, sie verschwindet. Nur noch etwa 18% der über 60-jährigen Männer und Frauen sind erwerbstätig, und davon die Hälfte nur halbtags. - Feminisierung heißt: mit zunehmendem Alter nimmt der Frauenanteil zu. - Singularisierung meint, dementsprechend, daß mit zunehmendem Alter der Anteil Alleinstehender zunimmt, überwiegend sind es Frauen. - Hochaltrigkeit meint: die Hochaltrigen nehmen in den letzten Jahren über-proportional zu.

Um eine immer unübersichtlicher werdende Wirklichkeit noch dem Verstehen zugänglich machen zu können, legt man den Beobachtungspunkt immer höher, und so kann man, auch wenn die Gruppe der Älteren immer heterogener wird, einige zur Zeit richtige Aussagen machen. Allerdings wird man aufpassen müssen, daß bei dieser Betrachtungsweise das Gesicht des älteren Menschen nicht unsichtbar wird.

Es ist schon eine einschneidende Veränderung, die statthat:

Die Alten entwachsen den Alterstheorien.

Und zwar allen, den Engagement- und den Disengagementtheorien, den Use- und Disuse-Theorien, den Gewinn- und den Verlustmodellen. Die Bezeichnung „Alter“ sagt nichts mehr über die Lebenssituation eines Menschen aus. „Alter“ umfaßt die Gruppe der 55- bis 100-jährigen, und in dieser großen Zeitspanne ist alles Mögliche möglich, jeder Lebensentwurf, jeder Lebensstil, jede Lebensart.

Vom Alter läßt sich kaum noch etwas Besonderes sagen, fast nichts, was nicht überhaupt von unserer Gesellschaft zu sagen wäre: daß es Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen aus-gesetzt ist, und daß es zu gesellschaftlichen Polarisierungen kommt, daß sich die Gesellschaft spaltet - und das Alter mit ihr. Und es gibt, genau besehen, auch kein allgemein anerkanntes Modell zur Lebensgestaltung für die Altersphase mehr. Und nachdem sich der Sozialstaat Stück für Stück zurücknimmt und auch die Altenhilfe Teil eines Marktgeschehens wird, wird die Normalisierung des Alters total. Dementsprechend entmythologisieren die Alten vieles von dem, was man sich für sie ausgedacht hatte.

Da hatten vor einigen Jahren Fachleute - wahrscheinlich mittleren Alters - das schöne Modell der Alten- bzw. Seniorenwohngemeinschaft entworfen; im Alter das Leben teilen mit anderen Alten. Man hat Gesellschaft und kann sparen dabei: kann gemeinsam fernsehen, mit einem Zeitungsabonnement auskommen, ein Telefon benutzen usw. Petra Bereuter hat vor wenigen Monaten, nachdem sie festgestellt hatte, daß es diese interessante Altenwohnform in Darmstadt anscheinend nicht gibt, ältere Darmstädterinnen und Darmstädter dazu befragt - und stieß auf drastische Artikulationen von stattgehabten Individualisierungsprozessen.

~~Da~~ ich bin nach dem Tod meines Mannes manchmal einsam. Aber ich liebe diese Einsamkeit.

~~Gesellschaft~~ ist schön - wenn ich dann aber auch wieder meine Ruhe haben kann.

~~Mein Geschirr~~ teile ich mit keinem.

~~Ich~~ habe meine eigenen Gewohnheiten; ich bin nicht sicher, ob ich mich überhaupt auf andere Menschen einstellen will.

~~Urlaub~~ mit Freunden - gerne. Aber immer zusammen wohnen, das wäre das Ende der Freundschaft.

~~Ich~~ bin mit dem Essen eigen und möchte mich da nicht mehr umstellen.

~~Da~~ müßte ich ja dauernd über Probleme reden.

Viele erzählten von der Kindererziehung, von der Pflege von Angehörigen bis zu deren Tod und von der Lust daran, Leben nun so gestalten zu können, daß man auf andere keine Rücksicht mehr nehmen muß, mit anderen nicht mehr teilen muß: Solange ich mir eine Zeitung leisten kann, will ich sie ganz für mich lesen.

Was sich die anderen Generationen schon früher leisten, die Individualisierung aller Lebensvollzüge, das fordern offenbar viele Alte we ihr gutes Recht ein. Manchmal auch wie eine Art Wiedergutmachung für Jahrzehnte gelebten sozialen Verhaltens. Die älteren Menschen selbst rücken in ihrem Bewußtsein ihre Lebenswelten offenbar in die Nähe der Single-Lebensform und -Ideologie („Leben genießen...“ u.ä.).

Die Entmythologisierung der herkömmlichen Altersbilder könnte unter folgender Überschrift zusammengefaßt werden:

Altern heute ist weder eine besondere Ehre noch eine besondere Last, sondern Normalität.

Altwerden ist nicht mehr das Vorrecht sozialer oder gerontologischer Eliten, sondern eine all-gemeine Möglichkeit. Altern hat keine besondere Würde und ist keine besondere Bürde - über die allgemeine Menschenwürde hinaus, über die allgemeinen Lebenslasten hinaus. Altern ist nicht wie in den alten Sinn-Bildern eine Art Entschädigung oder eine Art Strafe. Alte Menschen sind weder besonders zu beneiden noch besonders zu bedauern.

Der alte Mensch braucht seine Daseinsberechtigung nicht mithilfe einer besonderen Würdigkeit zu begründen, etwa der besonderen Intelligenzform des Alters, der Altersweisheit. In einer Lerngesellschaft wie der unsrigen ist Erfahrung ohnehin nicht mehr so wichtig wie einstmal: häufig genug ist unter uns die Erfahrung von Vierzigjährigen überholt. Und die Bürden des Alters hängen häufig mit den Bürden aus früheren Jahren zusammen (vgl. z.B. die 1990 veröffentlichte Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit: demnach leiden unter gesundheitlichen Problemen vor allem jene älteren Frauen, die im mittleren Lebensalter geschieden oder verwitwet wurden oder in den letzten Berufsjahren herbe Enttäuschungen erlebt hatten); nicht das Alter ist die Bürde, sondern die Last von früher, auch: das Verdrängte von früher.

Wer Last und Bürde des Alters zu groß redet, mythisiert, befördert das Geschäft morbid-obskurer, organisierter Sterbehelfer, denen, wie der SPIEGEL einmal formulierte, das Zyankali locker sitzt, die versprechen, von der Alterslast zu befreien: durch einen raschen Tod. Vieles an der Argumentation klingt nach einer Aufforderung zur Selbstentsorgung. Kaum hatten wir entdeckt, ein wie sinnvolles Leben im Alter möglich ist, da legte sich während einer jahrelangen öffentlichen Diskussion wie ein Nebel die sinnbedrohende Pflegesituation über das Bild. Mit der Konsequenz, daß viele alte Menschen so weit gebracht wurden zu denken: lieber tot als pflegebedürftig.

Und die Rede von einer mythischen Würde des Alters sollte vor allem nicht das Mittel werden, um pflegende Töchter und Schwiegertöchter bis an den Rand ihres Zusammenbruchs unter Druck zu setzen, moralisch zu erpressen - zur Pflege. Der Druck ist materieller geworden, seit häusliche Altenpflege zum Teil des Familieneinkommens geworden ist.

Was ich meine: die alte Rede von der besonderen Ehre und Last des Alters machte nichts besser, konnte - im Gegenteil - zur Waffe gegen das Leben geschmiedet werden. Gegen das Leben der Alten selbst oder gegen das der Jüngeren.

Der alte Mensch hat im Grunde auch selbst nichts mehr von den alten Altersbildern, von positiven oder negativen Mythen. Sein Interesse müßte schlicht sein, unter den bestmöglichen Bedingungen alt werden zu können.

Die Entmythologisierung des Alters: die Normalisierung des Alters

Die Normalisierung des Alters geschieht unter uns zur Zeit so, daß es neue Chancen und Risiken geben wird. Nach der Jahrtausendwende hin nahm der Anteil an älteren Menschen zu, deren Haltungen und Gewohnheiten nicht mehr durch Kriegs- und Krisenzeiten geprägt sind, die ein hohes Niveau im Konsum- und Freizeitverhalten gewohnt sind und es zu halten versuchen werden: mit direkten Auswirkungen auf die diversen Märkte. Oder vielleicht auch auf den Bildungssektor. Zur Zeit steigt das Interesse älterer Menschen an aktiver Erneuerung, Erweiterung und Vertiefung von Bildung.

Die Gesundheitsstatistik läßt es möglich erscheinen, daß der Anteil altwerdender Männer etwas größer werden könnte - und damit der Anteil der Ehepaare oder eheähnlicher Lebensgemeinschaften. Das wird den Alterslebensstil verändern. Bislang sind ja Probleme der Altenhilfe weit überwiegend Probleme alleinlebender älterer Frauen.

Der Anteil der Frauenrenten - aufgrund eigener Erwerbstätigkeit - wird sich künftig erheblich erhöhen (wobei wir über die Zukunft der Renten nicht wirklich Bescheid wissen). Die Banken rechnen auf jeden Fall mit einer höheren Sparkapitalbildung durch ältere Menschen. Aber zugleich werden die Risikogruppen wachsen: wenn die vielen Dauerarbeitslosen ins Rentenalter kommen; oder wenn aufgrund der vielen Scheidungen häufig die Rentenanwartschaften geteilt werden (dies betrifft vor allem geschiedene Frauen, die von Teilrenten leben müssen, die oftmals an der Armutsgrenze liegen).

Es ist mit einer z.T. krassen Spannung von Normalisierung und Risiko zu rechnen. Vielen Alten könnte es sehr viel besser gehen als früheren Generationen, und vielen könnte es ganz schlecht gehen.

Für die Gegenwart hat das eine Infratest-Untersuchung zum Lebensstil alter Menschen aufzuschlüsseln versucht. Demnach sind 25% der 55- bis 70jährigen in der Lage, auch wirtschaftlich in der Lage, kreativ, teilhabend, sich selbst verwirklichend den Lebensstil der sog. aktiven neuen Alten zu leisten. Demnach ginge es einem Viertel der 55- bis 70jährigen gut und sehr gut. Wobei auffällig ist, daß man die Alten-Statistik schon mit den 55jährigen anfang; hätte man die Befragung erst bei den 65jährigen begonnen, wäre wohl kein so hoher Wohlstandsanteil herausgekommen (Infratest 1990).

Weiter: nach Infratest leben 15% der 55- bis 70jährigen in großer Einsamkeit und Armut, führen ein resigniertes Leben mit großen materiellen und sozialen Benachteiligungen. Fachleute sind der Meinung, daß in dieser Gruppe die Trost- und Religionsbedürftigkeit besonders groß sei.

29% der 55- bis 70jährigen kommen über die Runden (Zitat Prof.Dr.Romeiß-Stracke: "Für sie bedeutet die Rente nach einem harten Arbeitsleben hauptsächlich Ruhe, Hobbies, den Kontakt mit Nachbarn und Fernsehen. Sie leben allerdings auch in Verhältnissen, die nicht viel anderes zulassen").

Für 31% der 55- bis 70jährigen wird bürgerliche Normalität behauptet, wobei Sparsamkeit und Bescheidenheit durchaus überwiegende Charakteristika sind.

Es dominieren also bei weitem die ganz normalen Altersprodukte des allgemeinen gesellschaftlichen Individualisierungsdrucks. Die jetzt schon sichtbare soziale Polarisierung könnte künftig noch deutlicher werden. Hier entsteht eine neue Vermittlungsaufgabe der Sozialarbeit, der Religionsgemeinschaften usw.: nicht nur zwischen den Generationen, sondern innerhalb der Altersgeneration, die sich extrem auseinanderleben könnte. Von den sog. neuen Alten wird es gar nicht einmal so viele geben, nach sehr optimistischer Statistik machen sie vielleicht ein Viertel der Alten aus. Sich in seiner Arbeit ausschließlich an diesem Leitbild zu orientieren (in der Sozialarbeit, in Religionsgemeinschaften usw.), hieße wiederum, einem modernen Mythos aufgesessen zu sein.

DIE NEUEN MYTHEN VON DER PARTNERSCHAFT UND DIE EMPIRISCHE ERNÜCHTERUNG

Die Lage ist paradox. Für Dichter und Schriftsteller unserer Tage ist sie sogar absurd. Auf Bühne und Bildschirm tobt der unterhaltsame, im Extrem tödliche Ehekrieg. Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst, wird suggeriert. Verzweiflung hinter umgekehrtem Vorzeichen.

So wie in der hübschen kleinen ZDF-Serie "Hotel Mama", von der Frau, die nicht dazu kommt, ihr eigenes Glück neu zu organisieren, weil ihre zwei erwachsenen Kinder, zwei typische "Mittelstandskletten", das Mutterhaus als preiswerte Service-Station nutzen. Wie kriege ich meine Kinder aus dem Haus?, ist die heiter-verzweifelte Frage der Mutter, während ihre egoistische Brut eisern den Geist der Familiarität beschwört. Familie als Ausbeutungsvorwand.

Der Hintergrund ist real: Die Hälfte der 55jährigen Verheirateten lebt noch mit Kindern im gemeinsamen Haushalt; wissenschaftlich meßbar haben dabei die Eltern als Vorbilder allerdings weitgehend abgedankt, und der Verfall elterlichen Orientierungswissens grassiert. Zugleich sind Mütter und Väter von ihren Kindern psychisch abhängig wie anscheinend nie zuvor. Kindliches Ungemach, etwa in der Schule, kann Eltern in tiefe seelische Krisen stürzen.

Wiederum andererseits setzen sich Erwachsene, wie es scheint, bei Trennungswünschen brachial über Kindererfordernisse hinweg - und haben im Grunde ein schlechtes Gewissen und werden so erpreßbar. Paul Watzlawick beschreibt dies als Spirale von Teufelskreisen: die Lösungen unserer Probleme gebären aus sich heraus neue Probleme, für die wir Lösungen suchen, die wieder einen Sack voll Problemen mit sich bringen usw. Wir sind ebenso beschäftigt mit den Problemlösungen wie mit den Folgeerscheinungen unserer Lösungen. Befreiungsschläge schaffen neue Zwänge, aus denen wir uns befreien müssen.

Auch den an sich ernstesten Wissenschaften fallen zur Beschreibung der Lage zunehmend Gleichnisse ein, die ebenso komisch wie eigentlich zum Verzweifeln sind. Der Soziologe U.Beck beschreibt den Gegenwartsmenschen als einen, der ständig seine Wurzeln ausreißt, um zu sehen, ob sie noch gesund sind. Und wenn man das, was Habermas die neue Unübersichtlichkeit nennt, an unseren Partnerschaftsformen veranschaulicht, weiß man im Grunde nicht mehr, ob man lachen oder weinen soll. Beck: "Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mitten drin."

Die Beschreibungen unserer Lage provozieren ein Lachen unter der Gänsehaut.

BILD ist ja tatsächlich ein Zeitgeist-Seismograph. Eine 1997er BILD AM SONNTAG fragte: Die wievielte Ehe ist die beste, die dritte oder vierte?

In den Städten wird jede zweite Ehe geschieden, wurde berichtet, und auch die Scheidungsquoten der wiederverheirateten Paare steigen rapide. Es entsteht bei den Wiederverheirateten ein "Dschungel elterlicher Beziehungen": da gibt es in immer mehr Ehen "...meine, deine, unsere Kinder, mit den jeweils damit verbundenen unterschiedlichen Regelungen, Empfindlichkeiten und Konfliktzonen" (U.Beck).

Und in den Zeiten zwischen der beendeten und der nächsten Beziehung wachsen den Kindern Rollen zu, die sie mächtig machen - und gerade deswegen überfordern.

Kinder müssen Erwachsenenrollen substituieren, etwa auf Zeit den erwachsenen Partner ersetzen oder zum Bundesgenossen werden gegen den aktuellen oder ehemaligen Partner, den neuen Feind im jeden Fall. H.E. Richter beschrieb die vielen denkbaren Rollen anschaulich in seinem Buch "Eltern, Kind und Neurose".

Und der Trendforscher Matthias Horx beschreibt viele "Kinder als überforderte Therapeuten, als Tröster in der Midlife-Crisis, als Beziehungersatz für wackelige Erwachsenenpsychen", aber zugleich auch "als Schachfiguren in den Ehekriegen der Scheidungsgeneration."

Kinder werden mächtig und zugleich unendlich geschwächt. Nur eins werden sie immer seltener: erzogen. Statt Erziehung entstünde, so Horx, zwischen den Generationen eine "Gummiwand", zu der vor allem auch die Kumpelei gehöre. "Der Vater wird zum guten Onkel, die Mutter zur fürsorgenden großen Schwester".

Mythos Krise contra Mythos Postmoderne

Angesichts dieser gehäuften Phänomene wird auch die Wissenschaftslage paradox. Wenn man nämlich darüber nachdenkt, wie man mit dieser Lage umgehen soll, muß ein Urteil gefällt werden. Haben wir es mit einer Krise von Ehe und Familie zu tun? Oder ist das Rennen tatsächlich gelaufen, und zwar in Richtung auf künftig ganz normale postmoderne Lebensformen? Multiple Formen, auf die sich traditionelles Bewußtsein und schwerfällige Institutionen der Gesellschaft lediglich noch nicht eingestellt haben?

Krisenmodell oder Auslaufmodell?

Das Krisenmodell bedeutet: Ehe und Familie brauchen Hilfen in der Krise und zu deren Bewältigung; die Zeitläufte sind ehe- und familienwidrig, also hat die Gesellschaft ehe- und familienentlastende Angebote bereitzustellen, familienstützende, -fördernde, -begleitende Maßnahmen. Kindergärten, sozialpädagogische

Familienhilfe, Ehe- und Familienberatung. Leitinteresse: Ehe und Familie als fundamentale oder gar "natürliche" Ordnungen müssen auch unter völlig gewandelten Existenzbedingungen sinnvolle Funktionen haben können, lebensfähig sein können. Ehe und Familie geraten hier in den Sog von "Therapie" im weitesten Sinne. Ehe und Familie leiden unter widrigen Verhältnissen, werden krank, aber ihnen kann geholfen werden. Modell "Patient Familie" halt.

Die andere Betrachtungsweise hält die Trends für unumkehrbar. Sie sind Teil eines gesellschaftlichen Umbaus, eines epochalen gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses. Ehe und Familie sind darin zu immer mehr Selbstmanagement gezwungen. Der Sozialstaat versteht sich nicht mehr vorrangig als Reparaturbetrieb, nimmt sich Stück um Stück zurück. Zugleich soll die Eigenverantwortung wachsen. Wer Risiken eingeht, soll auch dafür bezahlen. Umgekehrt: Nach unserer politisch gewollten neuen Soziallogik kann z.B. die Pflege der Alten in der Familie zum Teil des Familieneinkommens werden. Entweder ihr machts selber und kriegt Geld dafür - oder ihr laßt's andere machen und bezahlt dafür.

Familiarität gerät in den Sog der Dienstleistungslogik.

Krise oder neue Normalität? Wir gebrauchen zur Zeit noch beides: unser gutes Recht, auf den alten Formen in neuer Freiheit herumzutrapeln, sie aufzulösen - und unser gutes Recht, auf die bewährten Therapeutika zurückzugreifen, die die alte Ehe immer wieder retten sollen.

Die Lage ist schwierig zu beurteilen. U.Beck dazu: "Wir schlittern ... in ein neuartiges gesellschaftliches Gefüge, für das wir noch keinen Begriff und damit auch keinen Blick haben." Er meint, wenn man mittendrin ist in solchen Prozessen, kann man im Grunde keinen Überblick über sie haben, sie eigentlich auch noch nicht verstehen. Das könnte man nur, wenn man gleichsam darüber stünde. Aber soweit sind wir noch nicht.

Die Dinge sind auf jeden Fall paradox - die Bilder und die Gefühle.

Ehe- und Familienbilder - und ihre Materialisierung

Neue Untersuchungen zeigen: in Gegenden, in denen die Dauerarbeitslosigkeit und Sozialhilfebedürftigkeit besonders hohe Raten haben, liegen auch die Scheidungszahlen besonders hoch (P.H.Hartmann, K.D.Opp u.a.). Und da auch dort die Frauen doppelt so häufig die Scheidung einreichen wie die Männer, läßt sich daraus z.B. schließen, daß vor allem die Ehebilder der Frauen mit der Wirklichkeit kollidieren. Die Ehebilder in puncto wirtschaftlichem und sozialem Status.

Diese Bilder erweisen sich insgesamt bei näherem Hinsehen als verhältnismäßig konservativ. Die Repräsentativuntersuchung des Deutschen Jugendinstituts über junge Paare (die Veröffentlichung wurde 1990 Jahren begonnen, also in einer Phase, die man der fortgeschrittenen weiblichen Selbst-Bewußtheit zurechnen kann) hatte z.B. folgende Ergebnisdetails:

Die Wunschbild-Rollenverteilung ist traditionell, und zwar in solchem Ausmaße, daß man zuerst zweimal auf die Zahlen schaut, weil mans für ein Versehen hält; demnach erwarten 86% der jungen Frauen mit Kindern und 80% der Frauen ohne Kinder von ihren Partnern, daß er sie und ihre Kinder versorgt. Zur Begründung gaben die Frauen mehrheitlich an, ihr Partner habe ohnehin beruflich bessere Chancen als sie, außerdem gebe es für sie keine geeigneten Teilzeitstellen. "Eine gesicherte finanzielle Situation wird allgemein als Voraussetzung dafür angesehen, Kinder zu haben: 95% der Befragten gaben an, man solle zuerst seine Ausbildung abschließen. Allerdings waren nur 33% der Frauen der Ansicht, es komme auf die berufliche Absicherung der Frau an. Dagegen erschien 89% die Stellung des Vaters ausschlaggebend."

D.h., in Sachen wirtschaftlicher Absicherung der Ehe ist - im Wortsinne - alles beim Alten.

Weiter: "Niedrig ist der Prozentsatz junger Leute, ... die im Beruf den Sinn ihres Lebens sehen. Nur 18% der Männer und sogar nur 9% der Frauen vertreten diese Auffassung. Dagegen gaben 24% der Männer und 28% der Frauen an, daß sie Kinder als Sinn ihres Lebens ansehen."

Der sinngebende Kinderwunsch verknotet sich mit der wirtschaftlichen Absicherung. Träume vom Sinn sind da, scheitern aber an den realen Märkten oder binden sich an alte Rollenklischees. Und da die heutigen Frauen und Mütter die Arbeitsmarktprobleme nicht lösen können, lösen sie andere Bindungen. Schafft man gemeinsam den Status nicht, der den Kinderwunsch sozial absichert und sinnhaft rechtfertigt, taucht die Hoffnung auf die zweite Chance auf. Vielleicht kommt da beides zusammen. Drei Viertel aller geschiedenen Frauen würden wieder heiraten, steht in der Studie von Eva Dane an der TU Braunschweig. In diesen Prozessen werden alle Beteiligten immer noch ärmer, im übertragenen und im ganz materiellen Sinne.

Oder Kinderwünsche werden hinausgeschoben, zeitlich verschoben, um die Lage zunächst zu entspannen. Und nicht selten gehen auf dem langen Weg die Wünsche verloren. Sie verlieren sich ins noch kleinere Glück; mit 35 denken dann manche: Vielleicht sind Kinder gar nicht der Sinn meines Lebens, vielleicht ist's mein Partner, vielleicht bin ich der Sinn meines Lebens.

Das Ehebild ist demnach materialistischer geworden - und das Sinngebende bindet sich ans Materielle. Es ist nicht identisch damit, aber daran gebunden. Es ist der Denkfehler, die Ideologie politischer oder geistlicher Mahner, Ehe- und Familienideale einzufordern: Die Menschen sind gar nicht unidealistisch. Aber das Ideal steht längst nicht mehr für sich. Kann es wohl auch nicht.

Unser gesellschaftlicher Fortschritt schien ja gerade auch darin zu bestehen, daß wir die materiellen Ehebegründungen überwinden. Wir stoßen hier auf ein generelles Paradox.

Die früheren Familienformen hatten nämlich eindeutig eine wirtschaftliche Grundlage; das machte erforderlich, daß ein ausscheidendes Mitglied rasch ersetzt werden mußte, wenn der Hof oder der Handwerksbetrieb erhalten werden sollte. Zum einen mußte schon ein ungewöhnlich gravierendes Problem vorliegen, um sich scheiden zu lassen; zum andern mußte man die leergewordenen Positionen rasch wieder besetzen, wenn man z.B. Witwer oder Witwe wurde. Die Zahl der Zweit- und Dritt-Ehen war früher, was viele nicht mehr wissen, sehr groß. Bezeichnend war die kurze Ehedauer. Z.B. in Berlin im Jahr 1875 wurden 36% aller Ehen innerhalb der ersten zehn Jahre beendet - durch den Tod eines Ehepartners. Erst heute besteht die statistische Möglichkeit, mit einem Ehepartner sein ganzes Leben verbringen zu können - aber jetzt, da man lange zusammenleben könnte, läßt man sich scheiden. Statt des biologischen Eheendes haben wir das psychosoziale. Der Fortschrittsgewinn längerer Lebenserwartung und der Möglichkeit der Liebesheirat hat für die Institution Ehe keinen Stabilitätsgewinn gebracht.

Ein anderes, besonders mythenträchtiges Familienbild ist: Familie als Gegengesellschaft. Im Horizont von Harmonie und Selbstverwirklichung.

In ihrem Buch "Vom ganz normalen Chaos der Liebe" handeln Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck z.B. davon, daß Ehe und Familie immer öfter als Gegenmilieu erhalten müssen, daß immer mehr Menschen ihre Wirklichkeit nur noch dadurch ertragen, daß sie strikt trennen zwischen öffentlichem und privatem Leben. Wir sind eine privatisierende und individualisierende Gesellschaft. Das ist eine weitere der vielen Paradoxien. Noch nie waren in Deutschland so viele Menschen verheiratet wie zur Zeit. Erst 1868 wurden die vielen standesbedingten Ehehindernisse abgeschafft. Zuvor war die Heiratserlaubnis z.B. an den Nachweis einer Vollerwerbsstelle gebunden. Viele Menschen mußten früher von Gesetzeswegen ledig bleiben, durften sich gar nicht an der Sozialgestaltung der Gesellschaft beteiligen. Heute, wo wir's können, stellen wir die Ehe mehr und mehr in den Dienst der Privatisierung unseres Lebens, aus sozialen Bezügen bewußt herausgelöst.

H.E.Richter beschrieb, daß die Privatisierung von Ehe und Familie auch direkt sozialschädliche Erscheinungen zeitigt: in ihren extremen Formen, die er symptomneurotisch nennt. Er schildert z.B. den symptomneurotischen Familientyp "Festung". Ich kann aus der Sozialarbeit diese Darstellung nachvollziehen: Der Sozialarbeiter besucht einen Jungen daheim, der auf einem Fest einen anderen mit dem Messer verletzt hat; die Mutter sagt: "Das Messer hat er von mir - man muß sich heute doch verteidigen". Familientyp Festung: die Familie betrachtet die sie umgebende feindliche Welt wie aus Schießscharten, ihre Berührungen mit der Umwelt ähneln Ausfälle aus einer belagerten Burg.

Das an sich richtige Wissen, daß es den Mythos Familie auch zu verteidigen gilt: pervertiert. Aber alles in allem nicht untypisch.

Die Fachleute sprechen vom Individualisierungsdruck, der auf Ehe und Familie lastet - eigentlich auf der ganzen Gesellschaft. Weil es nicht nur einen Gewinn an Individualität gibt, sondern auch Verluste einschließt: wenn mein Partner oder mein Kind den ganzen Sinn meines Lebens ausmachen, dann überfordert sie das, was wiederum bei mir zu Enttäuschungen führt.

Die Ehe, die keinen überindividuellen Sinn hat, sondern den Sinn nur in sich selbst, ist auflösungsgefährdet. Wie ich vorhin schon sagte: Früher mußten die Scheidungsgründe erheblich sein, überindividuell, denn es hingen da landwirtschaftliche oder handwerkliche Betriebe o.ä. mit ihrer Existenz dran. Man war nicht nur Privatperson, sondern hatte zugleich eine Rolle - als Bäuerin oder Bauer, als Meister oder Meisterin. Heute reicht die Überzeugung vom Scheitern einer Ehe für die Trennung aus - und es muß noch nicht einmal die gemeinsame Überzeugung sein. Individualisierung kennzeichnet Begründung, Gestaltung und Beendigung der Ehe. Oder in den Worten von Menne/Adler: "Wenn Ehe und Familie durch soziale Rollen bestimmt sind, die vom einzelnen erfüllt werden müssen, ist es folgerichtig, eine Scheidung an einen schweren Verstoß gegen die von der Gemeinschaft getragenen Normen zu binden. Sobald ins Zentrum aber die individuelle Beziehung zweier ... Partner rückt, die in dieser Beziehung ihr Liebesglück suchen, entsteht ein Erwartungshorizont, der eine Enttäuschung wahrscheinlicher macht und deren Eintreten nur innerhalb der Beziehung beurteilt werden kann."

Wenn wir uns als moderner Mensch dauernd den Sinn unseres Lebens selber geben müssen, so auch den der Ehe, müssen wir auch deren Scheitern privatisieren. Im Begründen, Gestalten und Beenden der Ehe verhalten wir uns, als ob unsere Privatsache wäre.

Dabei sind die Privatisierung und die Pluralisierung familiärer Lebenswelten alles andere als eine Privatangelegenheit. Horx, der Trendforscher, formuliert es fast dramatisch: vor allem Paare mit Kindern seien dabei, "eine gewaltige Schlacht zu verlieren: die um die Tonangabe in der Gesellschaft. Noch bis vor zwanzig Jahren dirigierte die Majorität der Familien mit Kindern Politik, Ökonomie und Kultur. Alle wichtigen Errungenschaften, sei es die Vierzig-Stunden-Woche, die Wochenend-Freizeit, der Sozialstaat oder das öffentliche Schulwesen, wurden von den Familien gefordert, durchgesetzt und bewahrt. Die Kleinfamilien bestimmten den Wohnungsbau und die Urlaubsangebote, die Bausparkassen-Verträge und das Erbrecht. Ihre Interessen dominierten die Warenwelt, die Kulturwelt und die soziale Feinregulierung der Gesellschaft, also das, was sich gehört (und was nicht). Ihre Interessen ermöglichten Wahlsiege, schufen Institutionen und entfachten Ideologien. Familien mit Kindern waren sozusagen der Stoff, aus dem die Gesellschaft war. Das ändert sich radikal."

Was für ein Bild! Es zeichnet Ehe und Familie als die großen gesellschaftlichen Verlierer, die idealistischen und die materialistischen Ehe- und Familienmythen: begraben unter Industrie-Müll und den Interessen der Politik und der Medien ausgeliefert.

Bilder von gestern: die Bilder von morgen?

Verschmelzungstrieb und sexueller Bemächtigungs- und Verschlingungsdrang schufen sich einst martialische Formen der Partnerbemächtigung: Ehe kam einst zustande durch Raub, Kauf und Tausch.

Am Anfang der heute nachvollziehbaren Ehegeschichte steht Gewalt, primär männliche, väterliche, die erst allmählich kulturell gemildert wurde. Religion hat ihren Anteil an der Legitimation dieser Gewalt wie an ihrer Milderung, an der Umformung der Bemächtigungsmittel in Symbolisierungen.

Die Eheringe beispielsweise stammen aus der Zeit der Kaufehe. Der Kaufvertrag wurde mit einem Geschenk besiegelt. In alten Zeiten - in Israel, bei den Griechen, Römern, Germanen - war der Ring ein weitverbreitetes Geschenk beim Frauenkauf, und zwar für den Brautvater. Bei den Germanen wurde der Ring dem jeweiligen Überbringer und Verkäufer der Braut übergeben: häufig Brüder und Vormünder der Mädchen. Im 12. Jahrhundert - erst im 12. Jahrhundert! - hörte unter kirchlichem Einfluß der Brautkauf weitgehend auf. Die Ringe wurden fortan unter den Verlobten ausgetauscht: als Symbol gegen die Bemächtigung. Ein symbolischer Schritt auch zur Menschwerdung der Frau in diesen Breiten!

Ein gewichtiges Frauenerwerbsmittel war auch, die Arbeitskraft für eine Zeit dem Schwiegervater zur Verfügung zu stellen. Im Alten Testament stehen spannende Veranschaulichungen. Die Ehe, ihre Grundformen, Frühformen, sind aller Kultur voraus, und wo sie faßbar sind, begegnen sie unter der Vormundschaft der Familie. Die Ehe hat familiäre Zwecke; sie, die Familie, soll erhalten werden. Deswegen arrangiert die Familie die Ehen ihrer Mitglieder. Eheschließung ist weitgehend ein Handel zwischen Familien, möglichst adäquaten Familien. Und dabei setzt man sich brachial über Menschen hinweg. Die Sicherung der Nachkommenschaft muß mit allen Mitteln erreicht werden.

Zunächst noch eher zaghaft setzen sich auf die naturistischen Elemente kulturistische auf: Rechtmäßigkeit und Dauer wurden unumstößliche Ehekriterien; der Schutz der Frau gegen männliche Willkür fand langsam Eingang in das priesterliche Repertoire.

Die naturistischen Ehebegründungen - Nachwuchserzeugung vor allem - erhielten eine symbolische Qualität zusammen mit einem metaphysischen Überbau, und dies veränderte die Beziehungsqualität der Ehe. Die Ehe bekam eine Funktion im Rahmen der göttlichen Verheißung. Kinder waren sozusagen die Garanten für die Kontinuität des göttlichen Segens und waren insofern selber ein Segen. Vereinzelt taucht dann das zarte Pflänzchen einer Liebeskultur auf - entgegen der über-mächtigen patriarchalischen Normierung, in der die Ehe und die Liebe nicht unbedingt zusammenkommen mußten. Die schönste "Grammatik der Liebesrede" (H. Timm) finden wir im Hohenlied: "Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein" heißt es dort unter anderem (2,16), und hier ist die uralte Besitzbegrifflichkeit überkreuz gesetzt; nicht mehr einer besitzt den andern, sondern beide gehören einander, beide sind voneinander besessen. Andere Überkreuz-Sätze leuchten von weitem: das "Lieben wie dich selbst", auch das alte Erkennungswort "Das ist ja Fleisch von meinem Fleisch!" blitzt hier auf und rückt die Liebesbeziehung in den Schöpfungszusammenhang.

Die Freiheit, sich aneinander zu verschenken und dabei seine Freiheit aneinander zu verlieren, weil Sichverlieben auch ein Sichverlieren ist: das ist eine Freiheitsberaubung, die um Welten geschieden ist von

den alten Raubformen der Ehe. Die Freiheit, sich aneinander zu verschenken und dabei seine Freiheit aneinander zu verlieren

Was zur Zeit im Gange ist, hat grundsätzliche Bedeutung: die Loslösung der Ehe aus der Vormundschaft der Familie. Die bewußt kinderlose Ehe ist eben a u c h eine Verweigerung gegenüber der Familie. Zugleich sind die nicht-eigentlich-familiären Phasen der Ehe viel länger als früher: am Anfang einer Ehe ist meist eine ziemlich lange kinderlose Zeit, und - von wegen höherer Lebenserwartung - am Ende der Ehe auch. Viele Ehepaare haben sich - nach Erfüllung ihrer "fa-miliären Pflichten" - noch fünfzehn, zwanzig oder mehr Jahre lang wieder ganz für sich.

Einem tragfähigen Partnerschaftsverständnis, einem tragfähigen Ehemythos, käme in unserer Zeit tatsächlich existentielle Bedeutung zu.

Die "seelsorgerlichen" Aufgaben sind gestellt. Viele Menschen bedürfen neu der Symbolisierung, der Versprachlichung ihrer Liebe, von der heute mehr abhängt als früher, die aber der Sprach- und Ausdrucksform bedarf: Formen, die viele vergessen oder verloren haben; gerade im Lebens-tragenden gibt es große Sprachlosigkeit und wachsende Ausdrucksarmut - in allen Schichten. Die popularisierte Sexualwissenschaft hat a u c h Verwüstung angerichtet, indem sie den Zauber der Liebe entmythologisierte. Und nun steht der aufgeklärte Mensch oft ratlos vor der Situation, die Hermann Timm so beschreibt: "Zwar zählt die freie Partnerwahl zu den großen Errungenschaften der nachromantischen Neuzeit, die idealtypische Liebe aber wird weiterhin als Schicksal erlitten, das einen - gewollt oder ungewollt - übermächtig".

Erinnert sei an die alte Grammatik der Liebesrede mit ihrer überkreuzten Logik. Mit dieser Grammatik vermittelt sich auch, daß Gott Liebe ist - vielleicht die einzige überzeugende Weise, in der viele heute an die Gotteserfahrung herangeführt werden können.

Der Ehe bleiben, auch heute, viele wichtige Aufgaben und Möglichkeiten und muß entsprechende Ausdrucksformen, Symbolisierungen, gestalten, den Mythos mit Leben füllen:

sie ist der Ort, an dem die Beteiligung des Menschen am göttlichen Schöpfungs- und Erhaltungswerk in besonderer Weise erfahrbar werden kann;

wo erlernt werden kann, wie Konflikte und Aggressionen ausgetragen und aufgelöst werden können, ohne einander zu zerstören;

wo Vergebung eingeübt werden kann;

wo Geben und Nehmen, Gelten und angstfreies Gelten-Lassen erprobt werden und Menschen miteinander und aneinander reifen;

wo sich Individualität und Gemeinschaftsfähigkeit, ja "Gesellschaftsfähigkeit", miteinander entwickeln können;

wo in Intimität und Nähe und Liebe Lebenssinn fundiert wird;

wo am Ende auch das Einander-Lassen und -Loslassen geübt wird.

TIERE IN MYTHEN UND MÄRCHEN

Die depressive Klientin träumt häufiger von Wölfen und vom Alleinsein. Die Therapeutin sagt zu ilir: „Beschäftigen Sie sich doch einmal wieder mit dem Märchen Rotkäppchen“. Das sei ohnehin ihr Lieblingsmärchen, meint die Klientin. Die beiden beginnen zu arbeiten, über aktive und passive Imaginationen identifiziert sich die Klientin mit den verschiedenen Märchengestalten. Während dieser Prozesse geschieht viel mit ihr. Über die Figur des Wolfs findet sie einen Weg zur eigenen aggressiven, „männlichen“ Kraft. Sie klärt ihre Beziehungsmuster zu Männern. Auch ihre Beziehung zur Mutter wird durchleuchtet, die Loslösung aus einer starken, ja übermächtigen Mutterbindung angestoßen. Am Ende, so schreibt Verena Kast, die Märchentherapeutin, ist die Depression überwunden.

Ein Mutter-Tochter-Ablösungskonflikt (seit die Tochter mit einem Mann weggegangen ist, ist sie für die Mutter „gestorben“) erinnert Ingrid Riedel an den Demeter-Mythos, in dem die Göttin Demeter schrecklich darunter leidet, ihre Tochter an den bösen Mann verloren zu haben, der auch noch Hades heißt, also der Herrscher der Unterwelt, des Todes, ist. Sie macht sich auf, ihre Tochter zu „befreien“, wiederzubeleben, und wer ihr dabei nicht behilflich ist, den verwandelt sie in häßliche Kröten und derlei Getier. Durch die Übertragung des mythischen Lösungsmodells löst sich in der Klientin die Spannung, entspannt sich der Konflikt. Alle lernen auf dem Weg zu einem gangbaren Kompromiß, diverse Kröten zu schlucken.

Bei feministischen Veranstaltungen schlüpfen Frauen in die Gewänder der alten Göttinnen, auch der archaischen Tier-Göttinnen, psycho- und soziodramatisch, und vergewissern sich rituell einer ursprünglichen Identität.

In den **Schöpfungsmythen** ist die Zuordnung von Mensch und Tier durchaus bedeutungsvoll, darin spricht sich Natur- und Kulturverständnis der alten Völker grundsätzlich aus. Es spiegelt sich darin die tatsächliche Mensch-Tier-Beziehung und das zugrunde liegende Beziehungs-Ethos. In den biblischen Schöpfungsmythen, zwischen denen jeweils Jahrhunderte und gravierende kulturelle Wandlungen liegen, ist die Reihenfolge der Erschaffung aussagekräftig:

Im „ersten“ (eigentlich dem jüngsten) Schöpfungsmythos in 1. Mose 1 ist der Mensch einerseits „Krone der Schöpfung“, letztes Geschöpf, die Schöpfung läuft sozusagen auf ihn hinaus; andererseits ist er in eine Schöpfungswelt, auch eine Tierwelt, eingeordnet, die ihm vorfindlich ist, ihm voraus ist, deren Sinnggebung er nicht leisten kann, soll oder muß.

Im „zweiten“ Schöpfungsbericht, dem Paradiesmythos, geht die Menschenschöpfung der der Tiere voraus. Dementsprechend muß sich der paradiesische Mensch zu den Tieren speziell in Beziehung setzen; er tut dies, indem er sie benamt. Es kommt zur sprachlichen Nachschöpfung der Tiere durch den Menschen. Was einen Namen von mir bekommen hat, steht in Beziehung zu mir, ist mir nicht mehr nichts - ist aber auch verfügbar geworden. Etwas Bemächtigendes und etwas Distanzierendes liegt im Benamen. Wenn Adam die anderen Wesen benamt, besagt das: auf mich bezogen, aber ein Anderes, ein Nicht-Ich.

Die ertümlichsten alttestamentlichen Schöpfungsmythen, religiöses Urgestein und noch in zeitlicher und räumlicher Nähe zu babylonischen oder altkanaanäischen Mythen, werfen u.a. die Frage nach der Symbolbedeutung von *Fabeltieren* auf: etwa in Ps 74 kommen keine „normalen“ Tiere vor; Gott errichtet hier sein Königtum, indem er das Chaos ordnet und die Chaos-Mächte „spaltet“ oder ins tiefste Meer, in die Unterwelt verjagt. Die Tehom (die alte babylonische Tiamat) wird gespalten, die Drachenhäupter werden zerschmettert, der Leviathan zermalmt und anderen Meeresungeheuern zum Fraß gegeben. Ordnung wird errichtet über niedergerungenem Chaos. Der Stoff, aus dem die geordnete Welt entsteht, ist gefangene, gebannte Urenergie.

Diese Urenergie war weiblich: der babylonische Stadtgott Marduk errichtet seine Herrschaft, indem er die Tiamat, seine Mutter übrigens, „spaltet“. In den alten Chaos-Drachen-Schöpfungsmythen findet ein sehr grundsätzlicher Herrschaftswechsel statt - und spiegelt sich das gewaltsame Beenden der mütterlichen Herrschaften durch männliche. Die Urkräfte werden dadurch in Zaum gehalten, daß sie in eine Unterwelt verschoben werden.

Es entsteht das Bild von der dreigeteilten Welt aus Himmel, Erde und Unterwelt, die von Eugen Drewermann - auch vor dem Hintergrund möglicher historischer Geschlechterkampf-Hintergründe - mit den drei Schichten der menschlichen Psyche identifiziert werden: zum „Wachbewußtsein“ auf der irdischen Ebene gehöre das „sublimale (Unter-)Be-wußtsein“ der Unterwelt und ein „intuitiv gesteigertes (Über-)Bewußtsein“, entsprechend den himmlischen Gefilden, der Wohnung Gottes. Der dreigeteilte mythische Kosmos, unter Kämpfen entstanden und mit königlich-männlicher Macht die Struktur während, fände seine Entsprechung in der Person, die als Ganzheit die drei Schichten zur Geltung kommen läßt und verbindet.

Wenn Mythen auch historische Realitäten transportieren, dann ist denkbar, daß beispielsweise der alte Ahnenkult im Symbol des alten, weisen Tieres weiterlebt: in vielen archaischen Kulturen verkörperten Tiere die Ahnen und wurden entsprechend verehrt. So wäre auch möglich, daß in den Metamorphosen, den Mensch-Tier-Verwandlungen und -Häutungen in Mythen und Märchen, Reste alten Re-Inkarnationsglaubens, des Glaubens an frühere Existenzen als Tiere, stecken. Evans-Wentz erinnert daran, daß im westeuropäisch-keltischen Kulturkreis derartige Vorstellungen durchaus gepflegt wurden und daß „the rebirth doctrine“ unter Alchemisten und in mystischer Philosophie im europäischen Mittelalter anzutreffen ist - und von beidem, Alchemie und Mystik, findet sich ja manche Spur in den Märchen.

Archaische Feste sind häufig Mensch-Tier-Grenzüberschreitungsfeiern. Hans Peter Duerr beschreibt ein Fest, „dessen Darstellung man auf einer wohl fünftausend Jahre alten eingelegten Muschelplatte, die von einer Harfe aus Ur stammt, sehen kann. Hier feiern Menschen und Tiere gemeinsam, da sich die Grenze zwischen ihnen aufgelöst hat“. In vielen Stammesfesten trugen und tragen Menschen Tiermasken, „verwandeln“ sich in Tiere, feiern Totemtiere oder verleiben sich in rituellen Mahlzeiten deren Eigenschaften ein. Ahnen- und Re-Inkarnationsglauben liegt derartigem Brauchtum und daraus abgeleiteten Verkehrs- und Kommunikationsformen häufig zugrunde. S. Golwin weist darauf hin, daß in den Tempeltänzen und z.B. in den rituellen asiatischen Kampfsportarten auch die Bewegungen von starken Tieren nachgeahmt werden, „um deren Energien, die aus früheren Leben in ihm (= dem Menschen) schlummern, wieder zu erwecken“.

M ä r c h e n sind vor allem Geschichten gegen ein tiefsitzendes Ohnmachtsgefühl und die Angst. In Märchen siegt nämlich immer der Gute, die Gute, das Gute. Das ist in Mythen selten oder nie der Fall.

Märchen sind die optimistischsten unter den alten Erzählgattungen. Wird die Lage allzu ernst für die Märchenhelden, dann kommen auch schon einmal die Tiere des Waldes oder die Täubchen zur Hilfe. Aber den Märchentieren ist die für Symbole typische Ambivalenz eigen; etwa der Bär ist gut und böse, beschützend oder höchst bedrohlich. In den alten sibirischen kosmologischen Mythen ist er ein Sonnentier, das die positive kosmische Macht symbolisiert; in den Artemis- und Diana-Mythen ein Mondtier, das die widerstreitende, negative Macht des Universums symbolisiert.

Die klassische Symbolambivalenz verkörpert von altersher und kulturübergreifend die *Schlange*. Die Schlange ist u.a. ein altes Sexualsymbol, sie steht für Fruchtbarkeit. Aber auch für Tod. Für Leben *und* Tod eben. Auch in der Bibel: von der Verführerin im Paradies über das lebensrettende Symbol in 4. Mose 21,9 bis zum Jesus-Prototyp (in Joh 3,14 ist die doppeldeutige „Erhöhung“ Jesu am Kreuz und zum Leben am alten Schlangenmythos belegt).

Das Schlangensymbol hat eine aktive und aktivierende Funktion im biblischen Paradiesmythos, den psychologische Bibelauslegung mit der Pubertät in Beziehung sieht (während die meisten Schöpfungsmythen mit „Geburt“ oder „Zeugung“ assoziiert werden). In der Tat hat der Handlungsprozeß alle Ingredienzien eines puberalen Syndroms: geschlechtliches „Erwachen“, Konflikt mit der väterlichen Autorität, Identitätskonflikt (Sein-Wollen-Wie...), Schuldgefühle und Scham, Verlust des kindlichen Paradieses der fraglosen Versorgung (C.Meves: „Ausreibung als Anstoß zur Reife“), Auf-Sich-Nehmen eines realistischen Schicksals. Der Garten ist dem Menschen nur zeitweilig Heimat; wer „Erkenntnis“ hat, verliert das Paradies, verliert seine Unschuld, verliert beides aber irgendwie unausweichlich, ist bei der durch die Schlange angestoßenen Tabu-Verletzung unschuldig-schuldig.

Das läßt unter anderem verstehen, warum eine „exakte“ Mythen- und Märchendeutung nicht möglich ist. Daß uns die Bilder und Symbole der Mythen und Märchen gerade auch in ihrer polaren Ganzheitlichkeit etwas bedeuten und in uns wirken, steht wohl außer Zweifel. Nur: sie können aus diesem Grunde verschiedenen Menschen unterschiedlich wahr werden. Das ist das Traum-, Märchen- und Mythenparadox.

Eugen Drewermann ist davon überzeugt, daß es „Wahrheiten im Menschen“ gibt, „die sich überhaupt nur in Gestalt symbolischen Erzählens mitteilen lassen“. Dieses Verständnis hängt für ihn mit dem Von-Innen- und Von-Außen-Sein archetypischer Bilder zusammen. Das bedeutet: Drewermann zieht die (verschiedenen) psychologischen und die völkerkundlichen, kulturwissenschaftlichen, historisierenden u.a. Verstehensversuche zusammen.

Tiere in Märchen werden durch die psychologischen Schulen grundsätzlich mit dem Triebleben überhaupt oder mit dem unterdrückten „Animalischen“ assoziiert, und die Märchenhelden lernen, diese Tiefenschicht zu erkennen, zu akzeptieren und damit umzugehen. Insofern ist für manche Schulen das Tiersein etwas, das grundsätzlich überwunden werden muß, bevor der Mensch „eigentlich“ wird als auch geistiges Wesen - ohne das er aber auch nicht „eigentlich“ werden kann.

Oder: Tiere, die Menschen begleiten oder Menschen helfen, gelten als verschiedene Aspekte des menschlichen Wesens. In der Begegnung mit Tieren begegnen Menschen ihrem *alter ego*, ihrer anderen Seite, Teilen von sich selbst - und manchmal sind Tiere daher in den alten Geschichten die besseren Menschen. So sehen es diejenigen Schulen, die weniger den dunklen, zu integrierenden Triebanteil in der Mensch-Tier-Begegnung aktiviert sehen als vielmehr als eigentliche Ambivalenz das eher Instinkthaft-Intuitive im Kontrast zum Intellekt. Demnach können Tiere die besseren Menschen sein, weil sie sich - was Menschen oft nicht riskieren - auf Intuition und Instinkt verlassen, im Vertrauen auf die ihnen verliehenen Möglichkeiten leben.

Zur Veranschaulichung: Drewermanns Deutung des Fuchses in „Der goldene Vogel“ (Grimm)

Auf der Suche nach dem goldenen Vogel sind die beiden älteren Königssöhne schon gescheitert. Und dann heißt es im Märchen: „Wiederum verstrich eine Zeit, da wollte der jüngste Königssohn ausziehen und sein Heil versuchen, der Vater aber wollte es nicht zulassen. ‘Es ist vergeblich’, sprach er, ‘der wird den goldenen Vogel noch weniger finden als seine Brüder, und wenn ihm ein Unglück zustößt, so weiß er sich nicht zu helfen; es fehlt ihm am Besten.’ Doch endlich, wie keine Ruhe mehr da war, ließ er ihn ziehen. Vor dem Walde saß wieder der Fuchs, bat um sein Leben und erteilte den guten Rat. Der Jüngling war gutmütig und sagte: ‘Sei ruhig, Fuchlein, ich tue dir nichts zuleid.’ - ‘Es soll dich nicht gereuen’, antwortete der Fuchs, ‘und damit du schneller fortkommst, so steig hinten auf meinen Schwanz’...“

Dazu Drewermann: „Immerhin ist der jüngste Sohn der einzige, der wenigstens zunächst dem ‘Fuchs’ mit Wohlwollen und Zutrauen, wenngleich auch mit Verwunderung und Unverständnis, begegnet. Dafür darf er jedoch zur Belohnung auch mit der unverbrüchlichen Treue und Hilfe des ‘Fuchses’ rechnen. - Seine erste Erfahrung mit dem Fuchs’ besteht bereits darin, daß er, statt selbst sich in den ‘Wald’ des Unbewußten hineinarbeiten zu müssen, vom ‘Fuchs’ sich t r a g e n lassen kann. Es gibt mit anderen Worten innerhalb des Unbewußten ein ‘Weiterkommen’ nur, wenn man sich wie passiv der Führung der eigenen unbewußten Wesensgestalt, des ‘Fuchses’, überläßt. Tatsächlich kommt es jetzt - im Unterschied zu früher - durchaus nicht mehr auf die eigene Anstrengung und das eigene Durchsetzungsvermögen an, sondern es geht im Gegenteil darum, sich von der lenkenden Kraft des Unbewußten tragen zu lassen, und das könnte etwas sehr Einfaches und Zwangloses sein, würde es nicht durch die Dreinrede der alten Verstandeslogik immer wieder durchkreuzt...“

Überhaupt symbolisieren Reittiere demnach im Märchen „ein Sich-Tragen-Lassen vom Unbewußten“ (H.von Beit). Wer sich vom Fuchs nicht tragen läßt, kann den goldenen Vogel nicht finden.

Völkerkundlich orientierte Forschung setzt Märchen in Beziehung zu Jahreszeiten- und Initiationsriten u.ä., sieht Bezüge zu Magie und Kannibalismus. Viele Völkerkundler halten Märchen für Begleiterzählungen bei Totenritualen, Totenbeschwörungen und bei Heilungszeremonien. Hier dominiert ein mythisch-ritualistisches Märchenbedeutungs- und -funktionsverständnis.

Diese Richtung läßt z.B. die Bedeutung archetypischer Tiere noch einmal anders verstehen. So ist etwa der Fisch ein Archetyp, der in den uralten Fischgottheiten bis zum Lebenssymbol in der neutestamentlichen Speisungsgeschichte bis hin zum Märchen vom Fischer und seiner Frau das Element von metaphysischem Ursprung und Erhaltung des Lebens verkörpert - er kommt daher in alten Kulturen häufig als Grabbeigabe vor: zur lebensverbürgenden Speise auf dem Weg in die andere Welt. Durch die völkerkundlich aufgewiesene „Verwendung“ etwa in Totenritualen wird der Fisch ausgewiesen als Archetyp von Ursprung und Ziel.

Einig sind sich die meisten Deutungsrichtungen darin, daß Märchen eine grundsätzlich ermutigende Intention haben. Denn Märchen beginnen allesamt mit ungeheuer schweren, eigentlich unlösbaren A u f g a b e n für die meist kleinen, schwachen Märchenhelden und -heldinnen. Aber die sind dem, was Leiden schafft, nicht hoffnungslos ausgeliefert. Die Angst wird im Märchen zunehmend, progressiv, schrittweise, prozeßhaft umgewandelt in einen vitalen Antrieb. Mit der Metamorphose der Angst geht häufig die des Helden oder der Heldin einher - und diese Metamorphose, diese Gestalt-Verwandlung ist oft auch durch Mensch-Tier-Verwandlung, auch: Rückverwandlung, möglich. Oder die Tierhaut oder das Fell reißen auf - und der Mensch kommt zum Vorschein.

Und wenn man durch die angstmachenden Prozesse hindurchgegangen ist und so mit der Angst fertig geworden ist - nicht, indem man sie verdrängte, ihr auswich, sondern sich ihr stellte -, dann wird man dafür belohnt. Ebenso kraß belohnt, wie zuvor die Drohung kraß war. Keine Märchenhelden und -heldinnen bleiben in der Angst stecken. Alle wachsen sie über sie hinaus. „Du kannst das Bedrohliche meistern!“ ist der Tenor: sei es ein ödipaler Konflikt, sei es ein Geltungskonflikt mit Geschwistern, sei es Mißgunst, sei es, weil Eltern ihr Kind als unfähig ansehen, sei es, weil sie es überfordern. „Du kannst das Bedrohliche meistern!“: mit Gottes Hilfe, der Hilfe guter Mächte und richtiger Eingebungen, mit der Hilfe eines guten Menschen oder eines klugen Tieres, das deine innere Stimme sein kann. Diese Zuversicht wird wesentlich von Tiergestalten verkörpert, vom Tier in mir - und vom Tier, in dem sich die Weisheit einer Geschöpflichkeit symbolisiert, die meiner Weisheit schon immer voraus war.

WENDE ZUM MYTHOS

oder: WIEVIEL MYTHOS BRAUCHT DER MENSCH?

Unter diesem Titel fand zwischen 9.-11.Okt. 1987 in der Ev. Akademie Bad Herrenalb eine Fachtagung statt, bei der einige Referate gehalten wurden, aus denen im folgenden zitiert wird.

Paul Schwarzenau:

Der irdische und der himmlische Mensch - Braucht das Christentum den Mythos?

Mythos, wie immer man Mythos auch sonst definieren mag, ist für uns der Einbruch der urbildlichen Welt in die abbildliche. Die Welt, die Welt des Abbildlichen, das soll damit gesagt sein, setzt jene Welt, die Welt des Urbildlichen voraus. Unter dieser Betrachtungsweise stammt auch der Mensch letztlich nicht von hier, sondern von dort. ...

Die urbildliche oder ursprüngliche Welt entstammt jener Ursprungszeit, in der Gott bzw. die Götter die Urbilder aller Dinge schufen, die als heile oder heilige Zeit nicht mit der gefallenen Zeit verwechselt werden darf, in der wir leben. Wir erreichen diese heile oder heilige Zeit nicht dadurch, daß wir die gefallene Zeit nach rückwärts oder vorwärts verlängern. Der heilige Ursprung schließt sich im Erzählen des Mythos, im Darstellen des Kultus, im Einbruch der Urbilder im seelischen Tiefengeschehen auf. Ich beziehe mich dabei auf Einsichten, wie sie uns Mircea Eliade über das Heilige und das Profane vermittelt hat.

...Wir müssen uns ... von dem Vorurteil freimachen, als sei unser Bewußtsein immer so gewesen, wie es sich uns heute kundgibt. Unser Bewußtsein ist hineingenommen in eine Bewußtseinsgeschichte. Der Verlust des ursprünglichen Traumbildsehens... hängt zusammen mit der Entwicklung des Zentrums des Bewußtseins, des Ich. In einem langen notwendigen Prozeß der Bewußtseinsgeschichte hat sich dieses Ich von dem traumbildhaft erfahrenen Welthintergrund abgelöst und verdeckt nun denselben. Er hat sich von ihm „emanzipiert“ und, in der Folge davon, atomisiert. Jeder einzelne Mensch, jedes „Ich“, erfährt sich als eine abgelöste Entität, abgelöst vom Hintergrund der Welt und von der Tiefenverbundenheit mit dem Mitmenschen und den Mitgeschöpfen.

Der Mensch ist von daher unfähig, die wahre Geschichte der Welt und des Menschen zu verstehen. An die Stelle dessen treten Psychologismus, Soziologismus, Historismus, Biologismus. Der Mensch kennt die verborgenen treibenden Kräfte nicht. Er verwechselt das Universum mit der physikochemischen Maschine, die die Naturwissenschaft konstruiert. Das Universum muß aber eher nach der Vorstellung angeschaut werden, die uns Goethe im „Prolog im Himmel“ seines Faust entworfen hat.

So zutreffend diese Beschreibung nun auch ist, trotzdem müssen wir sagen: in unserer Zeit setzt die Kehre ein. Die Welttiefe, in die der Mensch ursprünglich hineinschaute, ist in das menschliche Unbewußte gefallen. C.G.Jung nennt dies den Sternenfall. „Seitdem die Sterne vom Himmel gefallen und unsere höchsten Symbole verblaßt sind“, sagt Jung, „herrscht geheimes Leben im Unbewußten.“ ...

Unsere Betrachtung steht unter der Frage: Braucht das Christentum den Mythos? Der irdische Mensch ... ist der Mensch der psychischen Dissoziation. Ihn kennzeichnet die Unverbundenheit von Bewußtem und Unbewußtem. Er lebt nicht in der bewußten Aufnahme der archetypischen Grundlagen der Wirklichkeit. Er ist daher letztlich welt-los, gott-los und mensch-los... er kann sich letztlich nur noch aus seinen biologischen Wurzeln herleiten. Der Übergang vom irdischen zum himmlischen Menschen, vom alten zum neuen Adam, wird traditionell als „tägliches Ersäufen des alten Adams und tägliches Herauskommen eines neuen Menschen, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebt“ (Luther) beschrieben. Das bedeutet nova oboedientia („neuer Gehorsam“) als ethisches Programm. So hat es insbesondere Melancthon dargestellt. Es geht dabei um Versittlichung als Bildung des neuen Menschen und wird dogmatisch unter den Artikeln von „Rechtfertigung und Erneuerung“ behandelt. Der Mythos bildet demgegenüber eine tiefere Schicht, die Schicht des Archetypischen, die im Archetyp des Selbst oder himmlischen Menschen zentriert ist... Man kann, ja man muß von einer ethischen und asketischen Blockade des Archetypischen im traditionellen Christentum, insbesondere im Protestantismus sprechen. Im Archetypischen wurzelt der neue, der himmlische Mensch. Das Archetypische ist das Himmlische. Der neue Mensch verwirklicht sich dann in uns mit der Assimilierung dieser tieferen Schicht an das Ich, das dadurch auch zum höheren Ich wird, zum Sprecher des Selbst. Führt man diesen Gedanken strikt durch, dann gewinnt das Christentum wieder Anschluß an die Religionen. Es bedeutet die Versöhnung des Christentums mit der Welt der Religionen und seine Einbettung in diese. Der Mensch sucht nicht in erster Linie Ethik, sondern tieferes Sein, das im Archetypischen aufbewahrt ist. Die ethische Substanz des Christentums ist nach 2000 Jahren christlicher Wirkungsgeschichte überdies längst in eine humanistische Ethik übergegangen...

(Dr. P. Schwarzenau ist Professor für Religionswissenschaft in Dortmund)

Carl-Friedrich Geyer:

Die Wiederkehr mythischen Denkens. Motive, Ausprägungen und Konsequenzen

... Ricoeur fragte, wie man die Gehalte des mythischen Denkens für sich in Anspruch nehmen könne, ohne in bewußte Archaik zurückzuverfallen. Dieser Weg ist die Transformation des Mythos ins Symbol. Er bedarf einer Hermeneutik, die es ermöglicht, die zentralen Aussagen des Mythos, das Zeitlose, quasi Anthropologische, das den Menschen aller Zeiten anspricht, herauszuarbeiten und auf eine Formel zu bringen, die nicht Begriff ist, aber zwischen Begriff und Mythos vermitteln kann: „Das Symbol gibt zu denken“. Das Denken, die Philosophie muß sich so am Symbol abarbeiten und versuchen, aus ihrer eigenen Perspektive heraus im Gespräch mit den Interessen der jeweiligen Zeit, auf die sie reagiert, Orientierungen zu erarbeiten...

Der Mythos ... betont Unmittelbarkeit. Er behauptet den unprivilegierten Zugang zum Numinosen für alle, selbst dann noch, wenn die angesprochene Unmittelbarkeit bloß behauptet wird, denn nicht überall ist das, was verheißen ist, ja Realität...

Hans-Peter Dürr hat formuliert: „Das Leben, so wie es ist, hat weitgehend den Charakter einer natürlichen Selbstverständlichkeit verloren“. Im Mythos spricht sich das Interesse aus, das Leben als etwas zu erfahren, das für mich natürlich ist, in dem ich mich wiedererkennen kann, das ich ohne Vermittlung als mir zugehörig empfinden kann, um die Probleme der Liebe und des Todes selber beantworten und lösen zu können.

Es gibt ein sehr schönes Zeugnis für einen frühen Ausdruck dieser Sehnsucht. E.Jünger hat 1950 ein Aphorismenbuch geschrieben: „Die Zeitmauer“. In diesem spricht Jünger über Jenseitshoffnungen und sagt: Der einzige Zustand in der gesamten Menschheitsgeschichte, in dem man die Menschen glücklich nennen kann, ist die Zeit der Jäger und Sammler gewesen, und zwar deshalb, weil die Jäger und Sammler im Blick auf das Jenseits von den „Ewigen Jagdgründen“ sprachen; dieser Ausdruck besage, daß die Menschen sich auch das zukünftige, jenseitige Leben nur als Fortsetzung dieses Lebens vorstellen konnten. Wenn sie das taten, dann mußten sie mit diesem Leben umfassend zufrieden und in ihm umfassend glücklich gewesen sein. Seither habe man das Jenseits immer dualistisch auf unser Diesseits bezogen gedacht. Weil die Menschen sich hier zu Tode arbeiteten, hofften sie auf ewige Ruhe...

In diesem Zeugnis drückt sich aus, was „Sehnsucht nach dem Mythos“ eigentlich meint: eine Fülle des Lebens, die unverstellt ist sowohl von dem, was dem Leben Mühe bereitet und es hindert, als auch von Sinnangeboten, die in Wahrheit nicht Sinn verleihen, sondern das Leben noch mehr belasten und mit Mühen beladen.

Die Menschen sehnen sich in einer wissenschaftlichen Zivilisation, in der alles zunehmend unüberschaubar wird, nach Überschaubarkeit. Und wenn der Mythos etwas verheißt, dann ist es Überschaubarkeit. In den Mythen hat alles seinen Platz; der Mythos beruhigt. Alle historisch identifizierbaren Mythen haben das Element der Verlässlichkeit...

(Dr. C.-F.Geyer ist Privatdozent für Philosophie an der Bochumer Universität)

Hermann Timm:

Vom An-Sinnen des Ursprungs. Was ist Gutes an der „neuen Mythologie“?

...Was ist der Mythos, nicht: was war er ? Welchen Teil, welchen Bestandteil sinnvollen Lebens unter den Bedingungen der Jetztzeit füllt er aus, da er das Ganze nicht sein kann?...

Meine These, um sie im vorweg schon einmal genannt zu haben, besagt, daß das Mythische gut ist zur Re-alphabetisierung der Vernunft hinsichtlich von Realitätsbeständen, die wissenschaftlich disqualifiziert, aber mitnichten beiseite geschafft worden sind...

Kaum waren im 18. Jahrhundert die szientifischen Programme einer Weltentgötterung, -entzauberung, -entheiligung und -entmythologisierung auf dem Markt, hat man entsprechende Gegenprogramme einer Wiederverkörperung des Heiligen und Resakralisierung der Natur entwickelt, für die sich der Epochenbegriff des Romantischen einbürgerte. Steht Aufklärung für den Weg vom Mythos zum Logos, so trägt die Romantik den Rückweg vom Logos zur Remythisierung im Sinn. Sinndestruktiver Rationalismus wird mit wissenschaftsresistentem Archaismus beantwortet. Eines ist die Reaktionsbildung des anderen. Beides gehört komplementär zur Moderne...

Ich halte die neuerliche Mythologiedebatte außerhalb der Fachwissenschaften für eine Filiale, eine Tochtergesellschaft der neuen Religiosität, die sich seit der Nachkriegszeit ausgebreitet hat. Merkwürdig! Während sich die Universitätstheologie weiterhin mit dem Grundsatz des Atheismus: „Gott ist tot!“ plagt, und während die Kirchen Vorsorge treffen für ihren demographisch absehbaren Mitgliederschwund um etwa ein Drittel, zieht seit einer Generation neureligiöse Zeitstimmung immer weitere Kreise. Es begann in den 60er Jahren mit dem Aufbruch der Hippie-Kultur und der charismatischen Bewegung. In den 70er Jahren folgte die Welle der Drogenreligion, der Jugendsekten und des fern-östlich inspirierten Psychobooms. In unserer Dekade haben sich - bislang ! - dazugesellt die syn-kretistische Ökumene der Esoteriker, eine ökologiebedingte Naturfrömmigkeit, welche den alten Anismismus umwirbt, und der Rekurs der Avantgarde ins autochthone „Über die Dörfer“, um einen Titel von Handke zu zitieren.

Das Syndrom ist zu diffus, um schon von Religion sprechen zu können. Aber echtes Sehnen nach ihr und eine Empfangsbereitschaft, die zunehmend auch von der Bewußtseinsindustrie unserer Medien mitgetragen wird, ohne sich lange um die Fachkompetenz von Theologie und Kirche zu kümmern, sind doch vorhanden...

Gegenläufig zu den akkumulierten Zerstörungspotentialen der Industriekultur, deren Beherrschbarkeit immer fragwürdiger erscheint, hat sich ein Bedürfnis nach ertümlichen, kleinen, nahen naturwüchsigen und konstanten Einheiten entwickelt, die der wunden Seele als Balsam dienen können. Stellvertretend für manche Symptome nenne ich den Biotop im Hintergarten, wohin man sehnt, sich zurückziehen zu können, um vom Streß der apokalyptischen Großraumhochdrucktheorien der Zivilisation auszuruhen. Kompensationen sind gefragt, um nicht das psychische Gleichgewicht zu verlieren, ohne welches wir in Zynik oder Fanatismus verfallen müßten. Deshalb das Hinwenden zur Alltag mit seinem wohlthuenden Gleichmaß unterhalb vom spektakulären Erregungsniveau der Tagesschau, die Hinwendung zum Körper

mit der Weisheit seines vorreflexiven Sinnenlebens oder das Suchen nach Kommunen, in denen man mittun und in die man sich „einbringen“ kann, wie der Jargon sagt, ohne nach deren letztendlichem Warum und Wozu fragen zu müssen. Allemal geht es um Wiedereröffnung von Sensorien für Sinnbefunde des Daseins, die nicht im strikten Wortsinn zur Raison gebracht werden können...

Die Rückwendung zur mythisch genannten Konvention dürfte etwas mit den Turbulenzen in der Schule zu tun haben. Ich meine die gesellschaftskritische Aufklärungspädagogik der 60er und 70er Jahre, die sich des humanistischen Bildungsballasts, vor allem des gymnasialen Griechisch und Latein, deren Hauptgegenstand der literarisierte Mythos von Homers Ilias bis zu Ovids Metamorphosen ist, weitgehend zu entledigen suchte. Er wurde als eine Bildungsbürgerlichkeit hingestellt, deren elitären Müßiggang man tunlichst minimieren sollte, um sich tatkräftig für die Prosa unserer progressiven Wissenschaftsgesellschaft zu engagieren.

Die damalige Entmythologisierungseuphorie unter den Theologen lief sachlich parallel, weil auch sie auf den Prozeß der Verwissenschaftlichung aller Lebensverhältnisse Hoffnung machte. Lang ist's her ! Heute, da sich die Wissenschaft selbst um ihre gesellschaftstherapeutischen Kredit gebracht hat, muten uns die schulischen Mühen mit dem Hexameter und dem bunten Göttergewimmel in der Phantasie der Griechen anders an. Nachträglich kommt ihnen das Verdienst zu, mit einer ganzheitlichen religiös integrierten Rationalität vertraut gemacht zu haben, die der abendländischen Kulturtradition bis Hölderlin, Rilke und Günter Eich zugrundeliegt und auf die sie vielleicht angewiesen bleibt für ihr geistig-moralisches Überleben. Vielleicht sage ich, mehr nicht. Sicher bin ich mir aber, daß für den weiteren Abbau humanistischer Schulungsmöglichkeiten den Politikern die Argumentationsbasis bis auf weiteres entzogen wird...

Und im übrigen dürfte der Mythos auch ein Schleichweg sein, ein Schleichweg der rückwärtigen Wiederannäherung an die Religion nach vollbrachter Religionskritik... Der Titel von Hans Freyer: „Die Rückkehr der Götter. Von der ästhetischen Überschreitung der Wissensgrenze zur Mythologie der Moderne“ hat das prägnant formuliert. Heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, sehen wir auf die Phalanx der Religionskritiker von Feuerbach über Marx und Freud bis zu Barth und Bonhoeffer zurück. Deren addierte Einwände markieren den Standard von Orthodoxie, hinter den nicht zurückfallen darf, wer als progressiv aufgeklärt gelten will. Was macht nun aber, wer sich gleichwohl aus gesellschaftstherapeutischen Gründen glaubt überzeugt zu haben, daß so etwas wie eine Religion unerlässlich sei, um mit den psychischen Folgeproblemen der Aufklärung fertig werden zu können?

Er sucht nach einem Ersatzbegriff und findet ihn in dem mit antichristlichen Ressentiment leicht besetzbaren, wengleich funktionsäquivalent zur kirchenchristlichen Kultursynthese Alteuropas investierten Begriff des Mythos. So geschehen bei Leszek Kolakowski, dem neomarxistischen Atheisten. Sein Buch „Die Gegenwärtigkeit des Mythos“, mit dem die neuere Diskussionsrunde eröffnet worden ist, will auch gelesen werden als Permanenz eines motivationsstarken Katholizismus in Polen, wo er zufolge des wissenschaftlichen Materialismus längst hätte aufgehoben sein sollen. Ähnliches hat sich in der Folge auch weiter westwärts zugetragen. Was sich Neue Mythologie nennt, kommt also der humanistischen Metareform der Reformpädagogik ebenso zugute wie einer geheimen Weiterbildung in Sachen Religion nach vollbrachter Religionskritik, wo der Nachholbedarf an kulturrelevanter Theologiekenntnis inkognito befriedigt wird. - Beide Motive, das sei eigens hinzugefügt, halte ich für höchst ehrenwert, weil sie der Erinnerungslosigkeit widerstehen, die das Kontinuum geistigen Lebens unterminiert. Wer etwas fortschreiben will, muß sich rückwärtig seiner Identitätsvorgabe versichern können. Und dazu braucht es Klassiker, ob von Homer bis Goethe oder von Karl Marx bis Karl Barth. Das hat nichts mit Epigonalität zu tun. Es ist ein hermeneutisches Erfordernis...

Alle neuzeitlichen Remythologisierung zielen auf den vorrangigen Wahrheitsanspruch des Natürlich-Selbstverständlichen, diesseits der Labortür. Soll sagen: diesseits der unter technischen Bedingungen forschenden Naturwissenschaft. Sie suchen dem stumm beredten Anspruch des Daseins die Zunge zu lösen durch Rekurs auf Allerweltsweisheiten der alteuropäischen Erzähltradition. Als da sind die Göttergeschichten, die Gleichnisse, die Metaphern, die Sprichwörter, die Topoi, Zitate, Sentenzen und Redensarten. Rekurs auf etwas, das gilt, weil es immer galt, soweit die kollektive Erinnerungsgeschichte zurückreicht... „Über den Wolken muß die Freiheit wohl grenzenlos sein. Aller Kummer, alle Sorgen - sagt man - sind darunter verborgen. Und dann...“ Dann nehmen Sie das gegen-überliegende Beispiel vom Abschied, wenn man miternächtlicher Weise Schlaf sucht, den kleinen Bruder des Todes. Es gelingt nur, wenn wir die horizontale Erdschwere unseres Daseins ganz leicht machen, federleicht, um sie vom luftigen Schutzengel enttragen zu lassen. Denn die Engel tragen, das ist ihre Wesensdefinition. Dafür sind sie da. Nur nach dem Wohin solltest du nicht fragen, willst du Erfolg haben. Eines freilich ist sicher: nicht ins Kalkül der Schlafmittelpharmazie. Wer danach greift, wird sich unfehlbar die Gunst der Himmelsdiener verscherzen. Es widerstrebt ihrer Natur, mit Totschlagmitteln konkurrieren zu sollen...

Beispielhaft sollte deutlich geworden sein, wie sich das Mythische neuzeitlich in die symbolische Verkörperung übersetzt hat. Das Symbolische, sprich: die zweieinige Zusammenlegung, Synthese oder Kommunion des Ideellen und des Materiellen, des abstrakt Allgemeinen und der individuellen Einmaligkeit,

ist zum Inbegriff der Metamorphose geworden. An ihm scheiden sich der archaische, in den Kultus eingebundene Mythos des Altertums und die nachaufklärerische Wiederindienstnahme mythischer Überlieferungsstücke zum Zweck der Wahrnehmung von wissenschaftsresistenter Lebensweltbedeutung... Denn es ist eine Übersetzungsleistung, die heutiger Jedermanns-erfahrung eine Bedeutungstiefe einstiftet, welche ehemals für Heroen und Gottessöhne privilegiert war. So kann ein Klient, dem im Sprechzimmer orthodoxer Freudianer ein richtiger Ödipuskomplex diagnostiziert wird, nicht umhin, sich als etwas Größeres zu empfinden. Er wird auf die tragische Fallhöhe eines Archetyps projiziert, dessen Schicksal Göttern und Menschen seit Jahrtausenden gegenwärtig ist. An ihm wiederholt sich leibhaftig konkret eine zeitüberdauernde Wahrheit aus dem transzendenznahen Ursprung unserer Kultur...

Das Mythische hat weiterhin begründende Kraft. Seine Funktion ist die ätiologische, wie in den archaischen Kulturreligionen. Nur daß sich diese Leistung ins Vordergründige dessen verlegt, was neu-zeitliche Experimental-wissenschaft zum Gegenstand ihres demaskierenden Hinterfragens macht. Wissenschaftliche Erkenntnis durchstößt die Scheinhaftigkeit des Sinnlichen, um im Hintergrund Kausalgesetzmäßigkeiten freizulegen, die uns natürlicherweise verborgen sind. Daher der Habitus des Detektiven und höchstrichterlichen Anklägers auf dem Thron des Besserwissers, während sich die Mythospoeten dessen annehmen, was im unmittelbar ästhetischen Wahrheitsanspruch hervortritt. Des Vordergrundes, wie gesagt... Erklären durch Darstellen, Begründen durch Vergegenwärtigen - das bringt im Vollzug unserer lebenssprachlichen Adaption des Mythos den modernen Sinnbegriff ins Spiel, welcher seit Mitte des 18. Jahrhunderts zum Zentrum der Hermeneutik geworden ist. Etwas „macht Sinn“ sagen wir. Mythische Sinnproduktion... versteht sich im Gegenzug zur Entsinlichung der Sinnenwelt durch die Experimentalmethode. Sie macht mehr Sinn als die sinn-neutrale Reinheit des Wissens...
(Dr. Dr. H. Timm ist Professor für Systematische Theologie in München)

FRAUENGESTALTEN AUS GRIECHISCH-RÖMISCHER MYTHOLOGIE

Demeter/Ceres

Demeter ist die eigentlich mütterliche Erdgottheit unter den olympischen Göttern. Sie stiftete den Getreidebau, die Gesetze und Sitten; durch ihre Segenskraft läßt sie alle Gewächse sprießen. Als Vegetationsgöttin wird Demeter/Ceres oft zu Dionysos/Bacchus in Parallele gesetzt. Ein Bezug zu Tod und Unterwelt - symbolisiert auch in ihrer Tochter Persephone/Proserpina - zeigte sich in ihrem Heiligtum beim attischen Eleusis, wo man ihr mit den Mysterien des Sterbens und der Auferstehung diente, die im periodischen Wechsel der Jahreszeiten mit ihrem Zyklus von (sommerlicher) Trockenheit, Aussaat, (winterlichem) Regen und Ernte vorgebildet waren. Das Attribut der Demeter/Ceres ist ein von Schlangen gezogener Wagen.

Die liebliche Persephone, Tochter des Zeus und der Demeter/Ceres, pflückte einst mit ihren Gefährtinnen auf der Wiese Blumen. Sie sah eine wunderschöne Narzisse und lief von ihren Gespielinnen weg, um die Blume zu pflücken. Da tauchte plötzlich Hades auf, der hartherzige Gott der Unterwelt, den aber Eros/Amor durch einen seiner Pfeile verliebt gemacht hatte. Er entführte das Mädchen mit seinem Pferdegespann in die Unterwelt, um es dort zu seiner Gemahlin zu machen.

Untröstlich suchte die Mutter Demeter ihre Tochter lange Zeit vergeblich auf der ganzen Erde.

Auf ihrer Suche kam Demeter/Ceres völlig erschöpft zu einer Bauernhütte, wo ihr eine alte Frau einen erfrischenden Mischtrank reichte, in dem Gerstenkörner schwammen. Ein Junge kam dazu und verspottete die Fremde, weil sie mit solcher Gier ihren Durst stillte. Da schüttete Demeter/Ceres den Rest des Getränks voller Grimm auf den Spötter. Sein Gesicht wurde voller Flecken, und seine Gestalt verwandelte sich in eine Eidechse.

Schließlich erfuhr Demeter/Ceres vom Sonnengott, der alles sieht, wo ihre Tochter war. Da zog sie sich in ihrer Verzweiflung gänzlich von jedem Wirken in der Welt zurück und ließ keine Saaten mehr wachsen.

Der Götterbote Hermes/Merkur sollte nun die Entführte auf die Erde zurückholen. Doch Hades schenkte ihr beim Abschied einen Granatapfel, von dem sie aß und sich durch die Liebeskraft dieser Frucht für immer an ihren Gatten band. Durch die Vermittlung des Zeus kam es dann zu einer Abmachung, wonach Persephone die Zeit des Blühens und der Früchte bei ihrer Mutter auf der Oberwelt, die Zeit der toten Natur aber bei ihrem Gemahl in der Unterwelt verbringen sollte. So wurde die Demetertochter neben Hades zur eigentlichen Herrscherin im Totenreich - neben ihrem eher konturenarmen Mann. Askalaphos, der dem Hades verriet, daß Persephone von dem Apfel gegessen hatte, wurde zur Strafe dafür von dieser in einen Uhu verwandelt.

Artemis/Diana

Als Tochter des Zeus/Jupiter und der Titanin Leto/Latona ist sie eine Zwillingsschwester Apolls. Sie ist die Göttin der Jagd, Herrin und Beschützerin der Tiere und von jungfräulicher Strenge; auch ihre Gefährtinnen,

Nymphen, die sie begleiten, müssen jungfräulich bleiben. In Ephesus stand eine Statue der Artemis/Diana, die angeblich eine Vielzahl von Brüsten trug, was aber eher einer Muttergottheit entspräche. Eine neuere Theorie meint deshalb, daß es sich um Hodensäcke handelte: Siegestrophäen der jungfräulichen Göttin oder Opfergaben ihrer Verehrer. Als Attribute hat sie Pfeile als Jagdwaffen und eine hoch erhobene brennende Fackel, mit der sie durch die Wälder stürmt; oft folgt ihr auch eine Hündin.

Actaion war ein berühmter Jäger, der mit einer wilden Hundemeute die Wälder durchstreifte. Zufällig erblickte er eines Tages Artemis/Diana, als sie mit ihren Nymphen badete. Damit er sich nicht rühmen konnte, die jungfräuliche Göttin nackt gesehen zu haben, verwandelte sie ihn in einen Hirsch, so daß ihn seine eigenen Hunde, die ihn nicht mehr erkannten, zerrissen.

Callisto war eine der Nymphen im Gefolge der jungfräulichen Göttin und brach die damit verbundene Keuschheitsverpflichtung, als sich ihr Zeus/Jupiter (in Gestalt des Apoll oder der Diana) näherte. Nachdem die Göttin beim Baden die Schwangerschaft ihrer Gefährtin erkannt hatte, verwandelte sie Callisto in eine Bärin. Jupiter rettete das noch ungeborene Kind, indem er die Mutter zum Himmel entführte, wo sie als Sternbild des Großen Bären zu sehen ist.

(Pallas) Athene/Minerva

Athene ist die Friedensgöttin, aber auch eine geschickte Schlachtenlenkerin; als Göttin der Klugheit und Weisheit, des Mutes und der Schönheit ist sie Erfinderin von Pflug, Webstuhl und Flöte. Ihre Attribute sind die Lanze und das Ziegenfellschild, die Ägis, mit dem Haupt der Medusa, dessen Anblick alle Menschen sofort versteinert. Eule und Ölbaum sind ihr heilig. Da sie im militärischen, sportlichen und musischen Wettkampf den Sieg verleiht, ist in ihrem Gefolge oft auch die Siegesgöttin Nike/Victoria zu finden. Athene wird allegorisch als Inbegriff der Tugend gesehen, die imstande ist, Wildheit und Wollust zu zähmen.

Nachdem Hera/Juno ohne Gatten aus sich heraus den kunstreichen Hephaistos/Vulkan geboren hatte, nahm sich ihr Gemahl Zeus/Jupiter die kluge Metis, Tochter des Titanen Okeanos, zur Geliebten. Aber aus Furcht, das, was aus ihr geboren würde, könnte stärker werden als er selbst, verschlang Zeus die Titanentochter, die im gleichen Augenblick schwanger wurde. Die Frucht wuchs nun in Zeus selbst heran. Um ihn von dem Kind zu befreien, schlug Hephaistos mit einem Beil oder Hammer auf seinen Kopf, und heraus sprang das Mädchen Athene in kriegerischer Rüstung von schimmerndem Gold.

Beim Streit zwischen Athene und Poseidon um den Besitz Attikas beschloß der Rat der Götter, das Land solle derjenigen Gottheit gehören, die ihm das wertvollste Geschenk mache. Poseidon ließ daraufhin auf der Akropolis mit seinem Dreizack eine Quelle entspringen, während Athene den ersten Ölbaum wachsen ließ. Der Sieg wurde ihr zuerkannt.

Der Schmiedegott Hephaistos/Vulkan wollte Athene/Minerva in Liebe umarmen. Doch die kriegerische Göttin verteidigte sich erfolgreich. Beim Ringen mit ihr fiel der Same des ungestümen Angreifers zur Erde. Daraus entstand ein Knabe, Erichthonios (eris - Streit, chthon - Erde). Athene nahm das Kind trotz dieses Ursprungs wie ein eigenes in Obhut und gab es zur Pflege an die drei Töchter des Kekrops, des Königs von Athen, mit der strengen Weisung, ja nicht in den Behälter hineinzuschauen. Zwei der Schwestern waren aber neugierig und öffneten den Deckel. Was sie erblickten, war ein Säugling mit einer Schlange (nach anderen Berichten: ein schlangenförmiges Kind). Die Krähe, damals ein der Athene heiliger Vogel, meldete den Vorfall der Göttin, und die Mädchen wurden vom Wahnsinn ergriffen. Erichthonios war später König von Athen. Er soll auch, da er ohne Beine war, den Wagen erfunden haben. Deshalb kam er nach seinem Tod als Sternbild „Fuhrmann“ an den Himmel.

Arachne, die Tochter eines Purpurfärbers, war durch ihre Fertigkeit beim Teppichweben so berühmt, daß sie es wagte, Athene zu einem Wettkampf in dieser Kunst herauszufordern. Als Arachne dann einen Teppich webte, der zwar herrlich anzusehen war, aber die Liebesabenteuer der Götter darstellte, verwandelte Athene sie voll Zorn darüber in eine Spinne.

Eos/Aurora

Eos ist die Morgenröte, eine Schwester des Helios, die ihren Bruder mit rosenfarbigen Händen und Armen ankündigt, wenn sie auf ihrem Rossegewand in goldenem Gewand aus dem Okeanos auftaucht. Ihr Gemahl ist der alte, müde Tithonus, den sie am Morgen oft noch schlafen läßt, wenn sie den Sonnengott am Himmel hinaufführt.

Cephalus und Procris waren ein sich innig liebendes Ehepaar. Oft ging der Gatte beim Morgen-grauen zur Jagd, wo ihn Eos/Aurora, die Göttin der Morgenröte, sah, sich in ihn verliebte und ihn entführte. Sie konnte ihn aber zunächst nicht dazu überreden, sie zu lieben, da er seiner Gattin treu bleiben wollte. In ihrer Verzweiflung darüber vernachlässigte Aurora ihre täglichen Pflichten gegenüber der Sonne. Um eine

Weltkatastrophe zu verhindern, schoß der Liebesgott Amor schließlich einen seiner Pfeile auf Cephalus ab, der nun die Liebe der Göttin erwiderte.

Als der Liebhaber nach langer Zeit wieder Abschied nahm, sagte ihm Aurora voraus, Procris werde seine Liebe noch enttäuschen. Der Stachel des Zweifels trieb Cephalus nun dazu, die Treue der Procris auf die Probe zu stellen. Mit Hilfe Auroras als Fremdling verkleidet, trat er vor die eigene Gattin und warb lange um ihre Gunst. Erst als sie schwach wurde, gab er sich zu erkennen und gestand, daß alles nur eine Prüfung war. Voll Abscheu über die List ihres Mannes floh Procris in die Wälder und ergab sich dem Dienst der jungfräulichen Artemis/Diana. Die Jagdgöttin schenkte ihr einen wind-schnellen Hund, Lailaps, und einen unfehlbar treffenden Speer. Beides gab Procris an Cephalus weiter, als sich die beiden durch Dianas Vermittlung wieder versöhnten.

Cephalus ging nun wie früher am Morgen auf die Jagd. Dabei rief er immer wieder nach einer „Aura“, einer Brise, um seine vom Jagen erhitzten Glieder zu kühlen. Das hörte jemand und erzählte es Procris, die eifersüchtig wurde, da sie meinte, ihr Mann liebe eine Nymphe namens Aura. Sie versteckte sich im Jagdrevier in einem Gebüsch, um die vermeintliche Geliebte zu entdecken. Cephalus hielt sie für ein Wild und tötete sie mit dem unfehlbaren Speer.

(nach Heinrich Krauss/Eva Uthemann, Was Bilder erzählen, München 1987)

MÄRCHENMYTHOS - MYTHENMÄRCHEN

EINE WEISSE SPUR ZEIGT SICH AM HIMMEL

Niemand kann sich mehr genau daran erinnern, wie es eigentlich kam, daß der schwarze Bär Wakini den starken grauen Grisly Wakinu besiegte. Die schwarzen Zottelbären behaupteten, daß Wakini sich gerade an einer Ameisenspeise gütlich tat, als Wakinu herangetrottet kam und mit seiner Pratze dreist in den Vorrat fuhr...

Und da waren sie auch schon aneinandergeraten und balgten und rauften sich, daß die grauen und schwarzen Zotteln in alle Windrichtungen flogen. Wakini war zweifellos im Recht, denn kein Tier darf einem anderen ungestraft die Beute streitig machen.

Wakinu hatte also seine verdiente Strafe erhalten. Aber noch viel schlimmer war, daß er wie jeder besiegte Krieger für immer aus seinem Stamm ausgeschlossen wurde. Wakinu klagte und jammerte zum Steinerweichen, aber die Gesetze im Indianerland sind unumstößlich. Er ging, wohin ihn seine Füße trugen, er durchwatete die altvertrauten Bäche, sah wehmütig in die Wipfel der krummstäigen Kiefern, auf die er so oft geklettert war, und nahm dann auch noch von dem letzten bekannten Tal Abschied. Da er vor Tränen den Weg nicht gut sah, merkte er gar nicht, daß er dem Land des Schnees zuwanderte. Plötzlich fiel er in eine große Schneewehe. Nur mit Mühe und Not konnte er sich herausarbeiten, rieb sich die Augen und hielt Ausschau. Weit und breit war nichts zu sehen als weißer, spurenfreier Schnee.

„Es wird gewiß nicht mehr lange dauern und ich werde auf eine Spur stoßen“, tröstete sich der Bär und trottete weiter. Sein aschgrauer Pelz war nicht wiederzuerkennen. Schnee und Eis hatten ihn in einen dicken, weißen Mantel verwandelt. Aber davon ahnte Wakinu nichts. Er ging und ging, bis er in eine Gegend kam, in der tiefe, eiskalte Nacht herrschte. Weiter hinter ihm verebbte das Toben des Sturmes, er hörte nichts mehr als das Geräusch seiner eigenen Tritte auf dem gefrorenen Schnee. Über ihm funkelte still und starr der nächtliche Himmel, und an der Stelle, wo das Land des Schnees in die Himmelskuppel hineinstieß, zeichnete sich eine breite weiße Spur ab.

Da begann Wakinu zu laufen, seine Füße berührten kaum den Boden, so lockte ihn die glänzende, nach oben führende Spur. Ein letzter Sprung... er schwebte über der Erde, schüttelte den Schnee vom Pelz und fühlte sich leicht, federleicht. Immer höher und höher stieg er. Zur gleichen Zeit erblickten die Tiere, die die Nacht im Freien verbrachten, zum ersten Mal eine breite, weiße Bahn am Himmel, und darauf - den grauen Bären.

„Wakinu hat die Brücke der toten Seelen gefunden und wandert nun in die Ewigen Jagdgründe“, sagte Wakini, der schwarze Bär. Und so war es. Der Grisly wanderte tatsächlich dort oben. Das einzige, was von ihm übrigblieb, ist der weiße Schnee, den er von seinem Pelz geschüttelt hat und der noch heute mattglänzend am Himmel liegt. Seht ihr ihn ?

Die Bleichgesichter reden zwar von der Milchstraße, aber jede Rothaut weiß, daß dort der Weg in die Ewigen Jagd-gründe führt und daß es der Weg ist, den der Bär Wakinu gegangen ist. (Indianermärchen, aus: D.Steinwede, Hg., Wo die Sonne übernachtet, GTB 880)

aus: Ulrich Mann, Schöpfungsmythen. Vom Ursprung und Sinn der Welt, Reihe Symbole, Kreuz Verlag Stuttgart, 1982

MYTHOS UND GANZHEIT

Wir dürfen... Ganzheitsdenken... nicht kurzschlüssig am Weltbild der Naturwissenschaft orientieren, denn das ergäbe entweder eine verkehrte Naturwissenschaft oder eine verkehrte Philosophie. Eine verkehrte Naturwissenschaft: Diese ist nämlich auf empirische₁ exakte Forschung begrenzt, und in deren Horizont kommt Ganzheit nicht vor; käme sie vor, so müßte Naturwissenschaft sofort aufhören zu forschen, weil ja damit das Ganze schon erforscht wäre... Eine verkehrte Philosophie: denn Atome und Galaxien, selbst wenn sie, „theoretisch“ wenigstens, in ihrer Totalität bekannt wären, wären deshalb doch immer noch nicht die „ganze“ Wirklichkeit, das Sein; mindestens wäre diese Philosophie ja dann auch die Auskunft schuldig, woher denn die Atome und Galaxien kommen, denn auch deren Z e i t gehört mit zur Ganzheit, deren Zeit in der Vergangenheit wie auch in der Zukunft. Eine solche Philosophie müßte dann sinnvoll vom Ursprung und Ziel des Weltganzen zu sprechen vermögen, aber, wohlgemerkt, dabei das Weltganze mit seiner gesamten Sinntendenz gleich vorweg und undiskutierbar als ein rein materielles und als solches exakt erforschbares ausgeben, wie das allerdings in der Vulgärphilosophie des dialektischen Materialismus tatsächlich der Fall ist. Darin geht aber schon die äußere Natur nicht auf... (14) und erst recht nicht jene innere Welt, die wir „Psyche“ nennen; wiederum ein letztlich unermeßliches „Ganzes“, die Psyche, von der das forschende, naturwissenschaftliche Denken nur ein begrenzter Teil ist; und hierbei ist noch besonders zu bedenken, daß ja eine Grunderkenntnis der modernen Physik darin liegt, daß das Erforschen den erforschten Gegenstand selbst verändert, den wir also nie „rein“, nie „an sich“ zu Gesicht bekommen - wieder bleibt da ein Rest, der von Ganzheit zu reden verbietet.

Ganzheit selbst hat keine Grenze, sonst wäre sie nicht Ganzheit; aber Ganzheit umschließt zahllose Abgrenzungen, die nicht übersehen oder verletzt werden dürfen, soll das Denken nicht heillos in die Irre führen... es darf schon jetzt gesagt werden, daß aus solchen Grenzverstößen die ganze Misere unseres heute so gestörten Verhältnisses zur Natur und Geschichte und Seele stammt... Bei der verkehrten Natursicht..., bei dem Flachsinn, der uns zu den unsinnigsten Umweltzerstörungen verleitet, handelt es sich um die Verletzung jener Grenze, die zwischen dem exakt naturwissenschaftlichen und dem mythischen Denken verläuft. Man annektiert dabei einfach den Bereich des Mythischen und behauptet, ihn rational zur Gänze ausleuchten zu können... Bei der verkehrten Philosophie... handelt es sich um die Verletzung eben derselben Grenze, nur hier ins Geisteswissenschaftliche übertragen...; man gibt als „metaphysische“ Wirklichkeit aus, was nur Idee ist... (15)

Wir wollen mit diesen unseren Erwägungen ja keinesfalls beanstanden, daß exakte Naturwissenschaft sich ein Bild davon macht, wie das Ganze nach dem jeweiligen Stand ihrer Forschung beschaffen sein könnte; aber sie wird das behutsam, chifferhaft andeutend tun, etwa nach den Richtlinien, die Werner Heisenberg in seinem schon klassisch zu nennenden Werk „Der Teil und das Ganze“ aufzeigt... (16)

Philosophie stellt immerhin denkende Beziehung zum Ganzen her, gewiß; Religion aber vermittelt „ganzheitliche Beziehung zum Ganzen“... Ganzheitlich, das meint eben nicht bloß das Denken, wiewohl dies gewiß auch: Religion ist in unserer Zeit gerufen, „denkende Religion“ zu sein (C.H.Ratschow) und als solche das zu werden, was wir Hochreligion nennen; ganzheitlich. das bezieht sich ebenso auf das Gefühl, das Empfinden und das Intuieren (C.G. Jung), es greift in den tiefsten Seelengrund hinein und hinab, und es wirkt sich schließlich bis ins Leibliche hinein aus...: Selbst der ritensarm gewordene Protestantismus verzichtet nicht auf das andächtige Sich-Erheben beim Verlesen des Evangeliums und auf das demütige Händefalten beim Gebet. Er hat es nur noch nicht gemerkt, sollte es aber endlich lernen, daß den alten, ihm zu veräußerlicht erscheinenden Gesten und Riten wie dem prozessionalen Schreiten, dem Sich-Niederwerfen, dem Sich-Verhüllen und Sich-Öffnen, dem Erheben der Hände unentbehrliche Elemente religiösen Existierens innewohnen. Alte Sitten lassen sich zwar nicht imitieren im Sinne äußerlicher Nachahmung, können aber sehr wohl in einer durchaus unspektakulären Weise geübt und gepflegt werden... nicht von ungefähr findet ja... die östliche Meditationspraxis zunehmend Aufmerksamkeit... (17)

MYTHOS UND TIEFENPSYCHOLOGIE

...Jung hat seine empirischen Forschungen, die durch über 80 000 (!) schriftlich archivierte (17) Traumanalysen exakt belegt sind, in einen ganzheitlichen Verstehenshorizont eingefügt... Dabei ergibt sich freilich zunächst eine gewisse Schwierigkeit aus dem Umstand, daß Jung nicht eigentlich viel zum Thema Mythos sagt - Mythos verstanden als religiöses Grundphänomen, wie wir es hier im Auge haben. Für ihn spielt eine weit wichtigere Rolle der Begriff Symbol... Unter Symbol verstehen wir gewöhnlich ein „Zeichen“, das auf irgend etwas hinter ihm liegendes, aber doch zeichenhaft verständliches Anderes hinweist. Ein solches Symbol ist etwa der römische Adler, der auf die Macht, Weitsicht und Hoheit des Imperiums zeichenhaft hinweisen soll... Jung unterscheidet jedoch streng zwischen Zeichen und Symbol. Das Zeichen, Signum, Signal, weist auf etwas hin, was es selbst nicht ist, das Symbol jedoch enthält die angedeutete

Wirklichkeit schon geheimnisvoll in sich selbst. Ein Symbol, so verstanden, ist zum Beispiel das Abendmahlbrot und der Abendmahlskelch, jedenfalls nach römisch-katholischer und lutherischer Auffassung, nicht jedoch nach der Zwingli's, der gerade das bloß Zeichenhafte gelten lassen wollte und das Symbolische - im Sinn Jungs - ausschloß.

Jungs Symbolauffassung ist nur verständlich von seiner eigentlichsten Wirklichkeitsentdeckung aus, der Entdeckung der von ihm so genannten „Archetypen“, der „Urbilder“ - nach Jacob Burckhardt -, die sich im Traum, aber auch in hellen Visionen des Wachseins manifestieren. In ihnen erkennt Jung einen, sozusagen „mythischen“, Grundbestand allgemein-menschlichen psychischen Seins. Über alle Zeiten und Zonen hinweg ergibt sich bei vergleichender Prüfung da eine unübersehbare Ähnlichkeit, ja letztlich Gleichheit archetypischer Phänomene... Das zeigt, daß wir im archetypischen Grund der Psyche auf (18) jenen geheimnisvollen Nährboden gelangt sind, aus welchem die Bilder und Symbole erwachsen, die sich in Träumen und Visionen manifestieren; aber nicht nur das, sondern die sich schließlich auch in dem Überlieferungsbestand niederschlagen, den wir als das Arsenal des „echten Mythos“ philologisch untersuchen können... Mythos und Symbol sind im Grunde eines und dasselbe... Wir können sagen: Mythos ist das Sich-Ereignen der symbolischen Gestalt, Symbol ist die Gestalt des sich mythisch Ereignenden. Und beidemal leuchtet Ganzheit auf, genauer: ganzheitliche Beziehung zum Ganzen! So ist das echte Symbol, ist der echte Mythos der lebenskräftige Keim lebendiger Religion...(19)

So gesehen ist die Beschäftigung mit Mythen keineswegs bloß eine harmlose Liebhaberei ... das Sich-Befassen mit alten und fernen Mythenstoffen führt uns unmittelbar in die Tiefe des eigenen Seelengrunds, zu den Wurzeln des Bewußtseins, ja des menschlichen Existierens überhaupt. Der „echte“ Mythos erweist sich, bedenkt man seine tiefenpsychologische Realität, als niemals bloß „gemacht“...; der echte Mythos ist vielmehr eine Wahrheit, die unversehens aus der Tiefe aufleuchtet..

MYTHOS, SAGE, MÄRCHEN

...Man pflegt zu unterscheiden zwischen den literarischen Formen Mythos, Sage und Märchen (20)... Es kommt dem Sagenzähler... darauf an, im Kostüm der Historie das Gültige, Bleibende, Wahre zu berichten. Sieht man es so, dann wird deutlich, daß die Sage im Grund vom Mythischen lebt!... Das Märchen spricht vom allgemein Menschlichen, aber es bedarf dazu keiner Erinnerung an historische Germanenfürsten oder gar an Götter, es begnügt sich mit ungeschichtlichen Feen, Werwölfen, Zwergen und Hexen, wie sie bekanntlich überall und immer vorkommen. Mehr als die Sage ist das Märchen am überall und immer sich Ereignenden orientiert, mehr als der Mythos am innerweltlich Geschehenden, wie es jedem Hänsel und jeder Gretel widerfahren kann. Und doch, auch das Märchen zielt auf das Gültige... Das wirkliche, echte Märchen erzählt, so hart wie die Wirklichkeit ist, vom Sein; und es bedient sich dabei...(21) doch auch des Kostümfundus und Arsenal der sowohl archetypischen wie historischen Welt..., genaugenommen hängt es voll und ganz von der mythischen Wirklichkeit ab. Wir tun also gut daran, das Mythische nicht allzu scharf vom Sagen- und Märchenhaften abzugrenzen; die Grenzen sind letztlich doch fließend... (22)

aus: Hermann Timm, Zwischenfälle. Die religiöse Grundierung des All-Tags, Gütersloher Verlagshaus Mohn 1983

Es ist die Liebe ein so elementares, die vereinten Kräfte von Leib, Seele und Geist forderndes, ja überforderndes Erleben, daß der Mensch glauben kann, in ihr der Wahrheit am nächsten zu sein. Sie kann zudem als letzte, empirisch erreichbare Wahrscheinlichkeit aufgebieten werden, wenn nach dem Grund des Lebens gefragt wird (96)... ..in der Aristophanesrede des S y m p o s i o n... wird das Drama der Menschwerdung (erzählt), wie es jeder am eigenen Leibe nacherleben kann:

Die Geschichte gliedert sich in drei Akte, beginnend mit der Ureinheit, dem anfänglich heilen, ganzen Sein, kreisrund vollkommen, wie die Gottheit selbst... **Unsere ehemalige Natur war nicht dieselbe wie jetzt, sondern eine ganz andere. Denn erstlich gab es drei Geschlechter von Menschen, nicht wie jetzt nur zwei, männliches und weibliches, sondern es gab noch ein drittes dazu, welches das gemeinschaftliche war von diesen beiden**, nämlich die mannweibliche Kugelform (Symposion 189df).

Der zweite Akt erzählt, wie die Symbiose zerstört worden ist, erzählt von der Urteilung des Ureinen in zwei gleichgroße Hälften, so daß der geschlechtsneutrale Mensch sich auflöst in Mann und Frau. Darüber geht zwar die Selbstgenügsamkeit verloren, was schmerzlich ist, es wird aber auch ein Verlangen nach dem Getrennten als der besseren Hälfte des wahren Ganzen geschaffen, und das ist lustvoll. Erst aus dem Entbehren konnte der vitale Elan entspringen, sich mit dem eigenleiblichen Getrenntsein nicht zufriedenzugeben. **Nachdem nun die Gestalt entzweigeschnitten war, sehnte sich jedes nach seiner andern Hälfte, und so kamen sie zusammen, umfaßten sich mit den Armen und schlangen sich ineinander** (Symposion 191a). .. Dritter und letzter Akt:... Gleiches wird allemal nur von Gleichem erkannt.

Im Fall der (97) Liebeserkenntnis aber muß das Wissenwollen überdies schöpferisch werden, weil es **die ursprüngliche Natur wiederherzustellen** trachtet (Symposion 191 d), die doch für die Liebenden selbst unwiederbringlich verloren ist. Also wird es in einem Dritten geschehen... - im Kinde nämlich (98).

aus: Albrecht Schaeffer, Mythos. Abhandlungen über die kulturellen Grundlagen der Menschheit, 15. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt 1958

VOM WESEN DES FEUERS. Die Alten (und) ihre Schriften sagen aus, daß Feuer nicht etwas Spezielles, sondern etwas **a l l g e m e i n S e i e n d e s** war, d.h. daß jede Art von Feurigkeit, die sich unterscheiden ließ, mit allen anderen Arten nur als Teil eines allgemeinen, nur verschieden sich manifestierenden Feuerwesens erkannt wurde.

So heißt es im Rigveda: „Agni (Anm.: Agnis im Sanskrit kehrt im lateinischen ignis wieder) *ist in der Erde, Agni brennt im Himmel, Agni ist im Menschen*. Agnis Eltern sind zwei Reibhölzer, das obere ist der Vater, das untere ist die Mutter“... So sehen wir, wie das im Menschen brennende Feuer erkannt und den irdischen und himmlischen Feuerskräften gleichgestellt wird; und wir sehen, daß zwischen materiellem, physischem, seelischem und göttlich-geistigem Feuer kein Unterschied gemacht wird, sondern alle Feuersmacht in Einheit gesehen... Schließlich können wir noch bei Hermann Lommel in seinem Werk über die „alten Inder“ lesen: „Dieser Agni ist als feurige Lebensmacht die Glut und das Licht der Sonne, der strahlende Glanz des Mondes, das Herdfeuer, Opferfeuer und der Waldbrand, die lebendige Körperwärme aller animalischen Wesen, die Brennbarkeit des Holzes und aller pflanzlichen Stoffe.“ Und als Zarathustra geboren werden sollte, heißt es, flog die Hvaranah des Propheten erst zu dem Keim, der Zarathustra werden sollte; danach fliegt sie zur Sonne, zum Mond, zu den Sternen, endlich zu dem Herdfeuer im Hause Frahimravas und von ihm zu seiner Gattin, als sie das Mädchen gebar, das Zarathustras Mutter werden sollte.

So haben wir hier wieder die Zusammenfassung alles Lichten und (169) Feurigen, einschließlich des Herdfeuers, in der Seele des Menschen; und wir haben zugleich die Idee des denkbar Reinsten, der „unbefleckten Empfängnis“, der absoluten Reinheit in der Unberührbarkeit des Lichts und des Feuers...

Erscheint der Mensch uns so in eine feurig-göttliche Lebensmacht eingeschlossen, so sehen wir ihn in der gleichen Einheit des Lichts... Der Mensch **w a r** einmal in dieser Einheit, und hat er sie selbst verloren, so hat er die Erinnerung an sie nicht verloren. Wir wüßten von keiner Einheit, wären wir nicht einmal darin gewesen... Glut und Sonne oben und auf der Menschenhaut, die Lust und der Schmerz, Wärme der Freude, das Brennen der Scham im Herzen wie auf der Wange, der Biß der Reue wie der des Schlangengifts, alles was brannte und feurig war, war eins. (170)

aus: Bruno Bettelheim, Kinder brauchen Märchen, dtv 15000, 11. Aufl. 1988

MÄRCHEN VERSUS MYTHOS

OPTIMISMUS VERSUS PESSIMISMUS

Plato hatte zweifellos richtiger erkannt, was zur Persönlichkeitsbildung des Menschen dient, als manche unserer Zeitgenossen, die ihren Kindern nur „wirkliche“ Menschen und alltägliche Ereignisse vor Augen führen wollen. Er wußte, was intellektuelle Erfahrungen zum wahren Menschsein beitragen, und empfahl den künftigen Bürgern seines Idealstaates, ihre literarische Erziehung mit der Erzählung von Mythen und nicht mit bloßen Tatsachen oder sogenannten rationalen Lehren zu beginnen. Selbst Aristoteles, der Meister der reinen Vernunft, sagte: „Der Freund der Weisheit ist auch der Freund des Mythos.“

Unabhängig von ihrem Ausgangspunkt kommen moderne Denker, die Mythen und Märchen aus philosophischem oder psychologischem Blickwinkel untersuchen, zum gleichen Schluß. Mircea Eliade nennt sie „Vorbilder des menschlichen Verhaltens, die gerade in dieser Eigenschaft dem Leben Sinn und Wert geben“. Anthropologische Parallelen legen ihm und anderen die Vermutung nahe, daß Mythen und Märchen von Initiations- oder Übergangsriten abgeleitet wurden oder diesen symbolischen Ausdruck geben - gemeint ist zum Beispiel der metaphorische Tod eines alten, unzu länglichen Selbst, das auf einer höheren Daseinsebene wiedergeboren wird. Eliade ist überzeugt, daß Mythen und Märchen aus diesem Grund einem starken Bedürfnis entgegenkommen und Träger so tiefen Sinnes sind... (44)

Tiefenpsychologisch orientierte Forscher betonen die Ähnlichkeiten zwischen den phantastischen Ereignissen in Sagen und Märchen und den Träumen und Wachträumen von Erwachsenen - Erfüllung von Wünschen, Sieg über alle Konkurrenten, Vernichtung der Feinde - und schließen daraus, diese Literatur sei deshalb so attraktiv, weil sie zum Ausdruck bringe, was normalerweise nicht ins Bewußtsein gehoben werde...

Selbstverständlich bestehen bedeutsame Unterschiede zwischen Märchen und Träumen. So ist die Wunscherfüllung im Traum meist verhüllt, während sie im Märchen offen dargestellt wird. Träume sind in erheblichem Maß die Folge von inneren, nicht gelösten Spannungen, von bedrückenden Schwierigkeiten, aus denen der Träumer keinen Ausweg weiß. Das Märchen vollbringt das Gegenteil: Es projiziert die

Entlastung von allen Spannungen und bietet nicht nur Wege der Problemlösung, sondern verspricht sogar einen „glücklichen“ Ausgang.

Was in unseren Träumen vorgeht, entzieht sich unserer Kontrolle. Wenn auch unsere innere Zensur den Inhalt unserer Träume beeinflusst, geschieht dies doch auf unbewußter Ebene. Das Märchen dagegen ist in großem Maß das Ergebnis allgemeiner bewußter und unbewußter Inhalte, geformt vom Bewußtsein nicht eines bestimmten Menschen, sondern vieler Menschen, die darin übereinstimmen, was sie als universelle menschliche Probleme und als wünschenswerte Lösungen sehen. Wären diese Elemente in einem Märchen nicht vorhanden, so würde es nicht von einer Generation nach der anderen weitererzählt... Kein Traum eines einzelnen könnte ein so beständiges Interesse wecken, es sei denn, er würde zum Mythos umgestaltet wie die in der Bibel geschilderten Träume Pharaos, die Joseph deutete.

Allgemein herrscht Übereinstimmung darin, daß Sagen und Märchen in der Sprache von Symbolen, die für unbewußte Inhalte stehen, zu uns reden. Sie sprechen gleichzeitig unser Bewußtes und unser Unbewußtes in seinen drei Aspekten - Es, Ich und Über-Ich - (45) wie auch unser Verlangen nach Ich-Idealen an. Aus diesem Grund sind sie sehr wirkungsvoll; im Inhalt des Märchens nehmen psycho-logische Phänomene Symbolgehalt an.

Die Freudianer befassen sich vor allem mit dem Nachweis des verdrängten und sonstigen unbewußten Materials, das Mythen und Märchen zugrunde liegt, und mit deren Beziehung zu Träumen und Wachträumen...

Die Jungianer betonen darüber hinaus, daß die Gestalten und Ereignisse dieser Geschichten archetypischen psycho-logischen Phänomenen entsprechen und sie deshalb repräsentieren, daß sie symbolisch das Streben nach einer höheren Persönlichkeitsstufe andeuten - nach einer inneren Erneuerung also...

Nicht nur wesentliche Ähnlichkeiten, sondern auch inhärente Unterschiede lassen sich zwischen Sagen und Märchen feststellen. Obwohl sich in beiden die gleichen beispielhaften Gestalten und Situationen wie die gleichen wunderbaren Begebenheiten finden, werden sie doch auf ganz unterschiedliche Weise vermittelt. Vereinfacht ausgedrückt, weckt die Sage den vorherrschenden Eindruck: Das ist völlig einmalig; es könnte keinem anderen Menschen zugestoßen und in keinem anderen Rahmen geschehen sein... Dieser Eindruck entsteht nicht so sehr deswegen, weil das, was geschieht, wunderbar ist, sondern weil es als wunderbar beschrieben wird. Die Ereignisse im Märchen dagegen, die häufig ungewöhnlich und höchst unwahrscheinlich sind, werden stets als etwas dargestellt, das jeder bei einem Spaziergang draußen im Wald erleben könnte. Selbst die bemerkenswertesten Begegnungen werden im Märchen auf fast beiläufige, alltägliche Weise geschildert.

Noch bedeutsamer ist der Unterschied zwischen den Schlüssen. Die Sage endet fast immer tragisch, das Märchen geht stets gut aus...

Der Mythos ist pessimistisch, während das Märchen optimistisch (46) ist, wie tödlich ernst auch einzelne Züge sein mögen... Der typische Mythos behandelt Über-Ich-Forderungen im Konflikt mit Es-motivierter Handlung und mit dem Selbsterhaltungstrieb des Ich. Ein bloßer Sterblicher ist zu gebrechlich, als daß er der Herausforderung der Götter gewachsen wäre. Paris, der den von Hermes überbrachten Befehl des Zeus befolgt und der Forderung der drei Göttinnen mit der Entscheidung, welcher der Apfel gebührt, nachkommt, wird wegen seines Gehorsams vernichtet - wie zahllose weitere Sterbliche im Gefolge dieser schicksalhaften Wahl.

So sehr wir uns auch bemühen, niemals können wir den Forderungen des Über-Ich, wie es in den Mythen von den Göttern dargestellt wird, völlig entsprechen. Je mehr wir ihm zu gefallen suchen, um so unerbittlicher stellt es seine Ansprüche. Selbst wenn der Held nicht weiß, daß er den Impulsen seines Es nachgegeben hat, muß er entsetzlich dafür leiden. Wenn ein Sterblicher den Unwillen eines Gottes auf sich zieht, ohne etwas Böses getan zu haben, wird er von diesen höchsten Über-Ich-Darstellungen vernichtet. Beispielhaft geschildert ist der Pessimismus des Mythos in jener paradigmatischen Sage der Psychoanalyse: Ödipus... Wenn der Erwachsene stellvertretend erlebt, was Ödipus zustieß, was er tat und litt, kann er mit gereiftem Verständnis das erfassen, was bis dahin kindliche Angst, in infantiler Form im Unbewußten (47) intakt bewahrt, gewesen war. Diese Möglichkeit besteht aber nur, weil sich der Mythos auf Ereignisse bezieht, die in sehr fernen Zeiten stattfanden, wie auch die ödipalen Sehnsüchte und Ängste des Erwachsenen seiner frühesten Lebenszeit angehören. Würde der tiefe Sinn eines Mythos als Begebenheit dargestellt und ausgebreitet, die sich im bewußten Erwachsenenleben ereignen könnte, so würden dadurch alte Ängste verstärkt und tiefer verdrängt.

Der Mythos ist keine zur Warnung erfundene Geschichte wie die Fabel, die uns Angst macht und uns dadurch von Handlungsweisen abschreckt, die als verderblich bezeichnet werden. Der Mythos von Ödipus kann nicht als Warnung, sich nicht in einer ödipalen Konstellation zu verstricken, aufgefaßt werden. Wenn man als Kind zweier Elternteile geboren und aufgewachsen ist, sind ödipale Konflikte unvermeidlich... (48)

Im Alter von vier Jahren bis zur Pubertät braucht das Kind nichts so dringend wie symbolische Bilder, die ihm zusichern, daß es eine positive Lösung für seine ödipalen Probleme gibt - auch wenn es das nur schwer glauben kann -, falls es sich langsam selbst daraus befreit. Die Versicherung des glücklichen Ausgangs muß aber zuerst kommen; nur dann wird das Kind den Mut haben, sich zuversichtlich abzumühen, um sich aus seiner ödipalen Notlage zu lösen.

...Solange wir noch keine zuverlässige Sicherheit in uns selbst erlangt haben, können wir uns nur dann in schwierige psychologische Auseinandersetzungen einlassen, wenn uns ein positiver Ausgang gewiß erscheint - welche Aussichten dafür in Wirklichkeit auch bestehen mögen. Das Märchen bietet der Phantasie den Stoff, der dem Kind in symbolischer Form zu erkennen gibt, worum es bei dem Kampf um die Selbstverwirklichung geht, und zugleich bürgt es für einen guten Ausgang.

Mythische Helden geben hervorragende Bilder für die Entwicklung des Über-Ich ab, doch die Forderungen, die sie verkörpern, sind so streng, daß das Kind in seinem unerfahrenen Streben nach Persönlichkeitsintegration entmutigt wird..

Die psychosozialen Krisen des Heranwachsens sind zwar im Märchen phantasievoll ausgeschmückt und symbolisch dargestellt als Begegnungen mit Feen, Hexen, wilden Tieren oder Wesen von über-menschlicher Klugheit und Schlaueit, aber daß der Held trotz seiner seltsamen Erlebnisse ein Mensch ist und bleibt, wird durch den Hinweis darauf, daß er sterben muß wie wir alle, unterstrichen. Was ihm auch zustößt - es macht ihn nicht zum Übermenschen wie den mythischen Helden...

Obwohl das Märchen phantastische Symbolbilder für die Lösung von Problemen bringt, sind die dargestellten Probleme selbst doch ganz gewöhnlich: Ein Kind leidet unter der Eifersucht und (49) Mißgunst seiner Geschwister wie Aschenputtel; ein Kind wird von seinen Eltern als unfähig angesehen wie in so vielen Märchen... Der Märchenheld erringt den Sieg über diese Probleme hier auf der Erde und erhält nicht erst im Himmel irgendeine Belohnung.

Die psychologische Weisheit der Zeitalter ist der Grund dafür, daß jeder Mythos die Geschichte eines bestimmten Helden ist: Theseus, Herakles, Beowulf, Brunhilde. Nicht nur die mythischen Gestalten selbst haben Namen, sondern auch die Namen ihrer Eltern und der anderen Hauptfiguren des Mythos werden genannt...

Das Märchen dagegen stellt klar, daß es von jedermann erzählt, von Menschen, die uns ganz ähnlich sind. Typische Titel sind „Brüderchen und Schwesterchen“, „Die drei Männlein im Walde“, „Das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“... Die Eltern werden mit „Vater“, „Mutter“, „Stiefmutter“ bezeichnet, wenn sie auch näher beschrieben werden als „armer Fischer“ oder „armer Holzhacker“. Die Bezeichnungen „König“ und „Königin“ sind durchsichtige Tarnungen für Vater und Mutter, ebenso „Prinz“ und „Prinzessin“ für Junge und Mädchen. Auch Feen und Hexen, Riesen und Stiefmütter erhalten keinen Namen; dadurch werden Projektionen und Identifikationen erleichtert.

Mythische Helden sind offenkundig mit übermenschlichen (50) Eigenschaften ausgestattet. Dieser Aspekt läßt die Erzählung für das Kind annehmbar werden, es wäre sonst überwältigt von der impliziten Forderung, dem Helden in seinem eigenen Leben nachzueifern. Die Mythen dienen nicht zur Bildung der Gesamtpersönlichkeit, sondern nur zur Formung des Über-Ich. Das Kind weiß, daß es ihm unmöglich ist, die Tugend des Helden zu erlangen oder dessen Taten zu vollbringen; man kann nichts anderes von ihm erwarten, als daß es dem Helden in geringem Maß nachlebt. So wird das Kind nicht von der Diskrepanz zwischen dem Ideal und seiner eigenen Kleinheit bedrückt.

...Die Mythen projizieren eine Idealpersönlichkeit, die auf der Grundlage der Forderungen des Über-Ich handelt, während Märchen eine Ich-Integration schildern, die Spielraum für die angemessene Befriedigung von Es-Wünschen läßt. Dieser Unterschied erklärt den Kontrast zwischen dem durchgängigen Pessimismus der Mythen und dem wesensgemäßen Optimismus der Märchen. (51)

Vor der ödipalen Phase und weit in diese Zeit hinein (ungefähr vom dritten bis zum sechsten oder siebten Lebensjahr) ist die Welterfahrung des Kindes chaotisch - aber nur vom Erwachsenenstandpunkt aus gesehen, denn das Kind ist sich dieses Zustands nicht bewußt... Eine Möglichkeit, etwas Ordnung in seine Weltsicht zu bringen, besteht für das Kind darin, daß es die Dinge in Gegensätze einteilt. - In der späteren ödipalen Phase und danach greift diese Aufsplitterung auf das Kind selbst über... (87)... Es kann sich nicht gut und böse, gehorsam und aufrührerisch zugleich fühlen, obwohl es das ist. ... (Deswegen) schildert auch das Märchen (so) die Welt: seine Gestalten sind entweder abgrundtief böse oder von selbstloser Güte... Jede Gestalt ist im Grunde eindimensional, so daß das Kind ihre Handlungen und Reaktionen leicht begreifen kann. Mit einfachen, direkten Bildern hilft das Märchen dem Kind, seine vielschichtigen, ambivalenten Gefühle zu entwirren, so daß sie nicht mehr ein großes Durcheinander bilden, sondern einzeln ihren Platz bekommen. Das Märchen vermittelt dem Kind eine Vorstellung davon, wie es das Chaos in seinem Innern ordnen kann. Es empfiehlt nicht nur, die verworrenen und verwirrenden Aspekte der Erfahrung des Kindes einzeln auszusondern und voneinander zu trennen, sondern auch, sie dann auf verschiedene Gestalten zu projizieren. Selbst Freud fand keine bessere Möglichkeit, dem unglaublichen Wirrwar von Widersprüchen in unserem Geist und unserem inneren Leben beizukommen... (88)